Hattingen, den 24. August 1911. 18. Jahrgang. — Nummer 34.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag eines jeden Woche mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Jänker in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Bergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie siehts aus in der Welt?

Goldene Worte des Kaisers an die studierende Jugend.

Der Kaiser stiftete Sonntag vormittag auf der Terrasse des Schlosses Wilhelmshöhe der Prima des Kasseler Friedricianums in Gegenwart der Prima, des Direktors und des Lehrerkollegiums der Prima, sowie einiger Conabiturienten des Kaisers eine neue Fahne. Der Kaiser hielt hierbei, eine Ansprache, in der er nach huldvoller Begrüßung der anwesenden Primaner darauf hinwies, daß die alte, von seinen Eltern gestiftete Fahne, die jetzt durch eine neue ersetzt werden solle, der Schule als eine Erinnerung daran bleiben solle, daß aus ihr ein deutscher Kaiser hervorgegangen sei. Der Kaiser führte ferner aus, daß das Gymnasium besonders das Studium des klassischen Altertums in sein Programm aufgenommen habe. Beim Studium der Antike auf dem Gymnasium sei nicht auf die Einzelheiten des politischen Lebens, das von dem heutigen völlig verschieden sei, sondern auf die dem griechischen Volke mehr als jedem andern eigene, unserer Zeit ganz fehlende Harmonie in Kunst, Leben und Philosophie der Hauptwert zu legen, wie Chamberlein in der Einleitung zu seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" treffend dargelegt habe. Der Kaiser empfahl dann das Studium der vaterländischen Geschichte, die uns das Elend der jahrhundertelangen Zerrissenheits Deutschlands zeige und mahne, beim Eintritt ins politische Leben solle jeder den Blick auf das Ganze richten und nicht die Partei einen Vorhang zwischen sich und sein Volk ziehen lassen. Der Kaiser wies weiter angesichts des Nahens der Reifeprüfung auf die Schäden hin, die der Alkoholmißbrauch unserem Volke und nicht zuletzt der akademischen Jugend bringe und bezeichnete die überkommene Trinksitte als ungeeignet für eine Zeit, wo es gelte, Deutschland seine Stellung in der Welt, besonders auf dem Weltmarkte, zu erhalten. Er rühmte die den Alkoholgenuß ausschließenden Sitten der akademischen Jugend Amerikas, von deren Sittlichkeit wir uns offen überzeugen könnten, und mahnte, den Körper durch Sport, Fechten und Rudern zu stählen, anstatt danach zu streben, einen Rekord im Vertilgen alkoholischer Getränke aufzustellen. Der Kaiser übergab dann eigenhändig den Primus omnium die neue Fahne und sprach dabei die Erwartung aus, daß dieser es als eine besondere Ehre ansehen werde, der erste zu sein, der sie trage. Der Direktor antwortete mit dem Dank der Anstalt. Der Primus omnium brachte ein dreifaches Hurra auf den Kaiser aus.

Im Reichsjustizamt

sind Vorarbeiten zur Herstellung eines Gesetzentwurfs im Gange, der einerseits den vielfachen Klagen und Beschwerden über die Härten der Konkurrenzklausel abhelfen, aber andererseits auch den berechtigten Wünschen namentlich der Unternehmer Rechnung tragen soll, die ihre Waren selbst herstellen und auch selbst vertreiben, und die sich durch den Verrat ihrer Produktions- und Vertreibungsmethoden seitens entlassener oder abgegangener Angestellten geschädigt fühlen. Näheres über die Bestimmungen des erst im Entstehen begriffenen Gesetzentwurfs läßt sich zurzeit noch nicht mitteilen. — Die Strafprozeßreform wird laut „Deutscher Tageszig." nicht verschoben, sondern wenn irgend möglich in der Herbstsession des Reichstags erledigt werden.

In der Marokkofrage

beginnen die französischen Blätter sichtlich einzulenken. Besonders erklären die der Regierung nahestehenden Organe, daß eine volle Verständigung in nicht ferner Zeit erreicht werden würde. Herr v. Kiderlen-Wächter, so sagt z. B. der „Matin", sei mißverstanden worden, er habe keineswegs seine Haltung durch die englischen Zustände beeinflussen lassen und keineswegs den deutschen Standpunkt in dem Sinne geändert, den man ihm zuschreibe. Nach einer Unterhaltung von sechs Wochen sei es aber nützlich, die Fenster zu öffnen und frische Luft einzulassen. Man werde sich in einigen Tagen von neuem an den Tisch setzen und sich dann verständigen. Auf beiden Seiten wünscht man eine Einigung, und die öffentliche Meinung Frankreichs wird gern zu den weitestgehenden Zugeständnissen der Regierung ihre Zustimmung geben, damit Frankreich ein für allemal volle Handlungsfreiheit in Marroko erhält und Deutschland seine Unterstützung leiht, damit die anderen Mächte das getroffene Abkommen unterzeichnen. — Ein anderes Blatt wünscht, daß in Paris verhandelt würde oder daß wenigstens Parallelverhandlungen zwischen Kiderlen-Wächter und Cambon in Paris und zwischen de Selves und von Schön in Paris stattfänden.

Während v. Kiderlen-Wächter nach Beatenberg in der Schweiz abgereist ist, hat sich der französische Botschafter in Berlin, Cambon, nach Paris begeben, um mit dem Ministerrat zu konferieren und sich neue Verhaltungsmaßregeln zu holen. Wahrscheinlich werden die Verhandlungen zwischen Frankreich und Deutschland erst im September in Berlin fortgesetzt werden

Der Bericht des sozialdemokratischen Parteivorstandes

an den Parteitag in Jena beginnt im „Vorwärts" zu erscheinen. Zur Marokkopolitik wird das Festhalten an der alten Parole proklamiert: Keinen Mann und keinen Groschen für Kolonialabenteuer irgendwelcher Art. Die Organisation zählt gegenwärtig 833 562 Genossen, sie hat in dem letzten Jahre sich um 116 524 Organisierte vermehrt. Von den 397 Reichstagswahlkreisen bestehen in 383 Parteiorganisationen. Die Zahl der weiblichen Mitglieder ist um 23 051 gestiegen und beträgt gegenwärtig 107 693. In den Landtagen von 19 Bundesstaaten besitzt die Partei 188 Abgeordnete. In 410 Städten gehören 2015 Stadtverordnete und in 2240 Landgemeinden 6646 Gemeindevertreter der Sozialdemokratie an. Die Parteikasse bilanziert in Einnahme und Ausgabe mit 1 427 823,96 Mark.

Die Weltgetreideernte größer als im Vorjahr.

Das Internationale landwirtschaftliche Institut in veröffentlicht folgende Schätzungen in Tonnen: Weizen: Großbritannien 1 702 600, Italien 5 530 000, Spanien 4 263 000, Rumänien 2 600 000, Vereinigte Staaten von Nordamerika 18 092 800, Kanada 5 815 900. Roggen: Spanien 801 000, Vereinigte Staaten 779 200. Gerste: Großbritannien 1 257 900, Dänemark 501 600, Spanien 1 955 200, Kanada 1 138 000. Hafer: Großbritannien 1 991 900, Dänemark 677 300, Italien 610 000, Kanada 5 814 700. — Die Einheitsziffer, d. h. das Prozentverhältnis der Gesamtproduktion dieses Jahres zu der des Vorjahres, ist für Weizen 106, für Roggen 101,2 Proz., für Gerste 109,0 Proz. und für Hafer 105,4 Proz.

Von der französischen Armee.

Die in Dijon wegen antimilitaristischer Treibereien verhafteten 6 Soldaten des 27. Infanterieregiments wurden mit 30 Tagen Gefängnis bestraft. Zwei von ihnen, die als Rädelsführer gelten, werden vor das Disziplinargericht gestellt, die übrigen in andere Regimenter verteilt werden. — Nach einer vom französischen Kriegsministerium veröffentlichten Zusammenstellung betrug die Zahl der Kapitulanten 15 213, das sind 2216 weniger als 1909.

Die Gemüserechnung des Exschah.

Aus Wien schreibt man uns: Ehe sich Exschah Mohammed Ali auf seinen Eroberungszug nach Persien begab, der gegenwärtig die internationale Politik so lebhaft beschäftigt, weilte er bekanntlich einige Wochen durch als schlichter Privatmann im strengsten Inkognito in Boden bei Wien. Unter dem Namen Chalil wohnte er mit zwei Frauen, zwei Kindern und einer kleinen Suite in der Rainergasse Nr. 4. An den Badner Aufenthalt des Exschahs erinnert nun eine Klage, die beim dortigen Bezirksgerichte gegen Mohammed Ali eingebracht ist. Kläger ist ein Viktualienhändler, dem ein Betrag von etwa 75 Kronen für Obst und Gemüse, die die Haushaltung des Exschahs konsumiert hatte, unbeglichen geblieben war. Der Kaufmann sandte dem Sekretär des Exschah einen Mahnbrief, den der Sekretär jedoch mangels genügender Kenntnis der deutschen Sprache nicht verstand und unbeachtet liegen ließ. Daraufhin wurde die Klage eingebracht. Zur Verhandlung erschien auch niemand, und so wurde der Badner Advokat Dr. Ernst Bauseck zum Abwesenheitskurator für den Exschah ernannt. Unterdessen ist aber der Sekretär, der sich noch in Baden befindet, über den Sachverhalt aufgeklärt worden. Er deponierte den Betrag sofort bei Gericht, so daß die Angelegenheit bereits als erledigt betrachtet werden kann.

Die Halsbinde des Ministers.

Aus Amsterdam wird folgendes Geschichtchen erzählt: Steeg, der holländische Unterrichtsminister, mußte in diesen Tagen einem Festmahl von Schriftstellern, Künstlern und Journalisten als Ehrenvorsitzender beiwohnen. Man saß schon an der Tafel, als er, mit der Hand mechanisch an den Kragen fassend, bemerkte, daß er seine — Halsbinde vergessen hatte. Die Hand vorhaltend, beugte er sich zu seinem Nachbar, dem Anordner des Banketts, und fragte leise, ob er nicht jemand schicken könne, der ihm schnell eine Krawatte besorgen könne. In aller Heimlichkeit wurde der Maitre d'hotel um Rat gefragt und sodann eiligst ein Bote abgesandt. Natürlich hatten bereits alle an der Tafel das kleine Mißgeschick des Ministers gemerkt, aber man tat, als ob man es nicht sehe und aß ruhig weiter. Endlich kam der Kellner mit der schleunigst gekauften Ersatzbinde. War es nun ein Neuling oder ein Spaßvogel — er brachte die tadellose weiße Krawatte auf einem großen Präsentierteller, schritt langsam und gravitätisch durch den Saal, und bei dem unglücklichen Ehrenvorsitzenden angekommen, verkündete er mit Stentorstimme: „Die Halsbinde des Herrn Ministers!" Lautes Gelächter brach los, und Herr Steeg war verständig genug, mitzulachen.

Vor dem Schwurgericht.

(Fortsetzung.)

Herr Major Braun begann mit den Worten:

„Meine Herren! Der Herr Vorredner hat doch wohl von seinen eigenen Erfahrungen zu sehr auf andere Tatsachen geschlossen," ein leises ironisches Summen umlief den Tisch und veranlaßte Herrn Lambert zu einem zornigen Aufblicken, doch wagte er mit dem Major nicht direkt anzubinden, „als daß wir ihm hier folgen könnten. Darin hat der Herr Vorredner recht gehabt, so ist wenigstens meiner Ueberzeugung nach der Verlauf der Zeugenvernehmung, daß die Angeklagte ihren Mann erschossen hat. Das ist ein Faktum. Die Tat ist nicht ungeschehen zu machen, wir können sie in unserer Entscheidung nicht unberücksichtigt lassen. Aber wenn wir die Tat zu bejahen haben und damit die Schuldfrage, so können wir doch unmöglich die begleitenden Umstände außer acht lassen. Herr Lambert hat uns gesagt, was nach seiner Auffassung von der Sache die angeklagte Frau Brandt hätte tun müssen. Aber sie hat es doch nicht getan, und, worauf es mir vor allen Dingen ankommt: Die Angeklagte hat nicht die Natur, um sich so energisch zu zeigen, wie der Herr Vorredner es für empfehlenswert bezeichnet hat. Eine sanfte Frau verdient und findet Berücksichtigung, wenigstens, wenn ihr Mann sie liebt. Das Letztere ist hier augenscheinlich nicht der Fall gewesen, und es ist mir gar nicht zweifelhaft, daß es in dieser Ehe so weit gekommen ist, daß ein Tropfen genügte, das volle Glas zum Ueberlaufen zu bringen. Wir haben allerdings nichts von der verhängnisvollen Szene gehört. Wüßten wir genau, wie sich alles entwickelt, wir könnten sagen: So ist es! So müssen wir das Wahrscheinliche annehmen. Und ich denke, die Sache war so: Brandt ist in Wut geraten, hat seine Frau bedroht, sie vielleicht mißhandeln wollen, und da hat diese in der Aufregung die Waffe, die sie zwischen den Fingern gefühlt, wie sie selbst sagte, abgedrückt. Das ist für mich der Hergang, und daraus folgt mein Votum von selbst. Ich verneine die erste Frage, bejahe aber die zweite, welche der größten Milde auch des Richterspruches die Tür öffnet."

„Nein!" brach Herr Lambert unwillkürlich aus.

„Ich bitte für mich selbst ums Wort," erhob sich jetzt Dr. Haller. Eine allgemeine Bewegung entstand in der Runde.

„Meine Herren! Ich muß Ihre Aufmerksamkeit auf einen Punkt der heutigen Zeugenaussage lenken, der weder von der Staatsanwaltschaft, noch von dem Verteidiger genügend gewürdigt ist. Er betrifft den Bruder der Angeklagten, den leichtsinnigen Egon Wedenfeld. Denn leichtsinnig im höchsten Grad ist der junge Mensch gewesen, wenn ich auch zugebe, daß die Verleitung durch Brandt, seinen Schwager, ein überaus häßliches Bild zeigt. Wir wissen, daß der junge Mann der Liebling seiner Mutter war, daß auch seine angeklagte Schwester sehr an ihrem jüngeren Bruder gehangen hat. Derlei findet sich ja oft. Im Vertrauen hierauf hat sich Egon Wedenfeld immer noch ziemlich sicher gefühlt; wir haben ja gehört, daß er das ihm von der Frau Stöppner angebotene Geld ablehnte, weil die einfache Frau sehr richtig darauf bestanden hatte, er müsse vorher seinen Eltern sagen, wie es mit ihm stehe. Egon ist nun seit dem Tage, an welchem sein Schwager tot aufgefunden wurde, abwesend, er ist nach Amerika ausgewandert. Man hat sich, da der Verdacht der Täterschaft sofort auf die Frau des Erschossenen fiel, auch nicht groß um ihn bekümmert, zumal es hieß, der junge Mann habe die Stadt zur Zeit der Katastrophe verlassen gehabt!"

„Das entlastet also doch die Angeklagte gar nicht," warf Lambert ein, während die anderen Herren nur erwartungsvoll der weiteren Darlegung harrten.

„Wenn man alles, was ausgesagt worden, als tatsächlich erwiesen annimmt, allerdings nicht," setzte Dr. Haller seinen Vortrag weiter fort, „aber ich meine eben, hier ist eine große, große Lücke, und sie so auszufüllen, daß das Vermutete erklärlich, glaubhaft erscheint, wird nicht ganz leicht sein. Immerhin will ich es versuchen. An den Raubmord, den der Herr Verteidiger für nicht ausgeschlossen erachtet, daran glaube auch ich nicht. Es will mir aber auch nicht in den Kopf, daß die Angeklagte von ihrem „Ich weiß es nicht!" nicht abgeht. Und da erscheint mir als das Nächstliegende. . ."

Er machte eine Pause, füllte rasch' ein Glas mit Wasser, leerte es und sprach dann weiter: „daß Frau Brandt schweigt um ihres Brudes willen! Ich denke mir, der Vorgang spielte sich folgendermaßen ab: Egon Wedenfeld ist nicht abgereist, er ist nochmals, von niemandem weiter, als seiner Schwester, bemerkt, zu Brandt, seinem Schwager, gekommen, hatte an diesen eine Bitte um Geld gerichtet, ist abgewiesen, und es sind dann scharfe Worte gefallen. Die Szene ist so stürmisch geworden, daß Wedenfeld die Waffe erhob und nach vollbrachter Tat entfloh, während seine Schwester zusammenbrach. Möglicherweise, wahrscheinlich sogar, liegt ein Akt der Verteidigung vor, und darum meint die Angeklagte um so eher bei ihrem „Ich weiß nicht!" bleiben zu können!"

„So wirds gewesen sein!" rief der Geschworene Fischer vergnügt.

„Es hat etwas für sich!" meinte der Major Braun nachdenklich.

„Und ich glaub's nicht, meine Herren!" sprang Lambert auf. „Unser Herr Obmann irrt sich. Ich wundere

Das Paradies der Borger.

„Borgen ist in Indien die leichteste Sache von der Welt, sein Geld wiederzubekommen die schwerste". Mit dieser Feststellung beginnt ein guter Kenner der indischen Verhältnisse eine Darstellung des indischen Borgparadieses. Alle Welt ist in Indien verschuldet, vom hohen Regierungsbeamten bis zum Kuli. Unter den dreihundert Millionen, die das Land bewohnen, gibt es wohl nur ein paar Tausend, an die niemand eine Geldforderung hat. Borgen liegt eben in Indien in der Luft, es ist ein nicht auszurottendes Uebel, wie die Schlangenbisse und die Hungersnot. Uralte Traditionen sprechen bei dieser Gewohnheit mit. In Indien hat man mit Leidenschaft Geld geliehen, lange bevor die Engländer ihre Oberhoheit hier aufstellten, denn das Geldborgen liegt dem Indier im Blut, ebenso wie das — Geldverleihen. So seltsam es klingt: der Hindu ist ebenso versessen darauf, sein Geld los zu werden, wie er andererseits mit allen Mitteln versucht, von den anderen ein Darlehen zu erhalten. Wenn ein Schulmeister, der zehn Mark die Woche verdient, nur ein paar Mark zurücklegen kann, so hat er keinen höheren Traum, als nur unter die Gläubiger zu gehen, ebenso der kleine Beamte der nach irgendwelchen besonderen Zuwendungen ein gutes Jahr gehabt hat. Auf alles mögliche borgt und leiht man in Indien. Die Kinder in den Schulen gelten z. B. als gültiges Kapital, auf das man Geld erhalten kann. Sie sind „noch unberührte Goldminen", die der Familie Reichtümer bringen sollen, von denen man schon vorher etwas haben will. Wenn sie später nichts verdienen, so macht man sich keine großen Sorgen, denn der Inder borgt immer in dem Gefühl, daß er sich um das Zukünftige nicht zu sorgen braucht, daß die Rückzahlung schon auf irgendwelche Weise erfolgen wird. So schildert er bereits im 18. Jahrhundert der Reisende Dobuis: „Die meisten Hindus leben in dem Bewußtsein, daß, wenn sie Geld borgen, irgendwelche Umstände eintreten werden, die die Schuld aufheben. Oder sie denken gar schon an irgend einen Ausweg, wie sie sich um die Bezahlung drücken können". Die alten Gesetze der Manu rechneten ebenfalls mit dieser unwiderstehlichen Borgleidenschaft und setzten bestimmte Rechte der Gläubiger fest, die ihnen allerdings keine rechten Vergünstigungen verschafften. Das wichtigste dieser Zwangsmittel, die den Gläubigern zur Verfügung standen, war das Dharna. Der Gläubiger setzte sich dann einfach vor die Tür des Schuldners und blieb hier Tag und Nacht, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, bis der andere bezahlt hatte. Es stand ihm auch zu, zu drohen, er werde sich verstümmeln oder töten, wenn er nicht sein Geld erhalte. Ein anderes Mittel war eine private Haft, die er über den Schuldner verhängen durfte. Er konnte sich dann mit dem, der in seiner Schuld stand, einschließen, und ihm zu essen und trinken verbieten, mußte aber das gleiche auf sich nehmen. Machte er dadurch den andern nicht mürbe, dann konnte er ihm irgend etwas noch Schwereres auferlegen: Er mußte dann eine schwere Last auf dem Kopfe tragen, fortgesetzt auf einem Bein stehen, oder bis zur Erschöpfung laufen. Unter der brennenden Sonne Indiens war das keine angenehme Forderung, aber — der Gläubiger hatte alles mitzumachen! Das Dharna ist heute in Indien erloschen; die britische Regierung hat es verboten, aber es wird lustig weiter geborgt. Unter 90 Prozent der Bevölkerung ist die Leidenschaft des Borgens noch ebenso stark, als in alten Zeiten. Denn auch die Gesetze der Engländer haben dem lässigen Zahler keinen Schrecken einflößen können; es nutzt auch nichts, daß die Regierung sich erbietet, zu geringeren Prozentsätzen (6½ bis 18¾) zuleihen, der Inder zahlt weiter seine 50 bis 75 Prozent und borgt lieber von einem Privatmann, dem er sogar noch einen Gefallen damit tut, daß er ihm das Geld abnimmt. Ja, der Inder wartet nicht einmal ab, bis er etwa Geld nötig hat, sondern er borgt schon voraus in dem Gedanken, daß er vielleicht doch einmal in Geldverlegenheiten kommen kann!

Westfalen-Rheinland.

Der „Flegel" am Wahltisch. Gelegentlich der letzten Herner Stadtverordnetenwahl hatte sich ein Angehöriger der sozialdemokratischen Partei geweigert, am Wahltische seine Kopfbedeckung abzunehmen. Der Leiter der Wahlhandlung, Bürgermeister Dr. Sporleder, der ihn vergeblich aufgefordert hatte, dieser Anforderung des Anstandes und der Sitte zu genügen, geriet über das Verhalten des Wählers derart in Erregung, daß er ihn einen Flegel nannte. Der Mann erhob gegen den Bürgermeister Beleidigungsklage, die jetzt zum Austrag kam. Das Schöffengericht verurteilte Dr. Sporleder, indem es zugleich eine von diesem eingereichte Widerklage abwies, zu der geringsten zulässigen Geldstrafe von 3 Mark. Außerdem verfügte es die Bekanntmachung des Urteils an der Gerichtstafel.

133 Lenze — 35 Lenze. In Günnigfeld erschienen an einem Tage zwei ungleiche Paare vor dem Standesbeamten. Das eine Paar zählte zusammen 133 Lenze — die Braut war 64, der Bräutigam 69 Jahre alt —, während das andere nur 35 Lenze hinter sich hatte, von denen 19 auf ihn und 16 auf sie entfielen.

Infolge Massenerkrankungen an Ruhr im Infanterieregiment Nr. 16 im Sennelager ist das Regiment in die Garnison Mülheim-Rhein abgerückt. Im Infanterieregiment Nr. 53 und Ulanenregiment Nr. 5, Düsseldorf, sind auch Erkrankungen vorgekommen, sodaß auch diese Regimenter und das Husarenregiment Nr. 11 wahrscheinlich abrücken. Am vorigen Sonntag durfte kein Soldat das Lager verlassen.

Fürsorgezögling und Schutzmann. In Essen wollte ein Kriminalschutzmann den entwichenen Fürsorgezögling Fuhrmann Rud. Sattler festnehmen. Sattler setzte sich jedoch energisch zur Wehr und versetzte den Schutzmann schwer durch Schläge mit einer eisernen Stange am Kopfe. Bisher konnte er noch nicht gefaßt werden.

In einem Hamborner Krankenhause verstarb ein 20jähriges Mädchen. Dasselbe war mit zwei Arbeitern aus Obermarxloh in einige Lokale gegangen. Nachdem die Arbeiter dem Mädchen vorher Bier und Schnaps zu trinken gegeben hatten, begingen sie auf freiem Felde an demselben ein Verbrechen. Das Mädchen wurde in besinnungslosem Zustande in das Krankenhaus gebracht. Die Täter sind verhaftet worden.

Wegen Unterschlagung von 77 000 Mark hatte sich vor der Elberfelder Ferienstrafkammer der Kaufmann Hahne aus Radevormwald zu verantworten. Hahne hatte die Gelder bei der Spar- und Darlehnskasse in Radevormwald, die er als Rendant nebenamtlich verwaltete, seit dem Jahre 1900 unterschlagen. 17 000 Mark hatte er zurückerstattet. Er wurde zu zwei Jahren Gefängnis und zwei Jahren Ehrverlust verurteilt.

Beim Spiel mit Streichhölzern entzündeten sich die Kleider eines siebenjährigen Mädchens Meta D. aus der Königstraße in Elberfeld. Das Kind erlitt derartige Brandwunden, daß es bald darauf seinen Verletzungen erlag.

Erhängt aufgefunden wurde der etwa 45 Jahre alte Fabrikant B. in Solingen. Der unglückliche Selbstmörder hat einst bessere Tage gesehen; er war in den letzten Jahren in seinen Verhältnissen arg zurückgegangen.

Seinen schweren Verletzungen erlegen ist der Schlosser Lief in Opladen, der in der Nacht zum Montag von einem Auto überfahren wurde.

Achtung! Das Kölner Schöffengericht bestrafte einen Händler, der auf der Straße eine Apfelsine verzehrte, und die Schalen auf die Straße warf, mit 10 Mark Geldstrafe. Der Gerichtsvorsitzende bezeichnete es als lobenswert, daß der Täter zur Anzeige gebracht worden war.

Das Strohdach findet in dem Hauptvorstande des Eifelvereins einen lebhaften Verteidiger, wohl auch mit Recht. Um den Nachweis zu erbringen, daß es nicht größere Feuergefährlichkeit besitzt, als die harte Bedachung, wird am 7. Oktober in Prüm eine Brandprobe an Gebäuden mit der einen und der anderen Bedachung veranstaltet werden. Hierzu werden auch die Vertreter der Staatsbehörden eingeladen.

Aus Flammen und Rauch gerettet. Durch Umfallen einer Lampe entstand in Ehrenbreitstein im Hotel zum Kurfürsten in einem Fremdenzimmer ein Brand. Während die Feuerwehr mit den Löscharbeiten beschäftigt war, erschollen aus den oberen Stockwerken des ganz in Rauch gefüllten Gebäudes gellende Schreckensrufe. Leitern wurden angelegt und bald erschien ein Wehrmann mit einem Kinde, das er aus schwindelnder Höhe zur Erde trug. Auf ähnliche Weise wurden auch die Leute, die sich auf das Dach zu retten suchten, in Sicherheit gebracht.

Die Saarbrücker Straßenbahner haben beschlossen, in den Streik einzutreten, weil die Straßenbahnverwaltung ihren Wünschen auf Regelung der Lohn- und Dienstverhältnisse nicht nachkommen wollte. U. a. stellen sie das jedenfalls nicht unberechtigte Verlangen einer Verkürzung der Arbeitszeit von 14 auf 10 Stunden und einen freien Sonntag im Monat. Es wurde einstimmig beschlossen, den Dienst nicht aufzunehmen. Als in einer Besprechung der Straßenbahner mit der Direktion die Straßenbahner die Hinzuziehung des christl. Gewerkschaftssekretärs zu den Verhandlungen verlangten, lehnte die Direktion dies ab. Der Straßenbahndienst wird zur Zeit vom Büropersonal spärlich aufrecht erhalten. Die Direktion beabsichtigt, falls nicht bald eine Einigung zustande kommt, von auswärts Personal hinzuzuziehen. Die Polizei hat Schutzmannsposten an der Zentrale und den wichtigsten Kreuzungspunkten aufgestellt.

Tödlicher Biß eines Krokodils.

Wie die „African World" berichtet, starb vor kurzer Zeit ein junger Aufsichtsbeamter, Mr. Moller, der in Begleitung von Mr. Shaw eine Aufsichtsreise in Rhodesien ausführte, an den Folgen eines Krokodilbisses. An dem betreffenden Tage saßen beide auf ihrem Wagen und schrieben Briefe auf einem Feldtisch. Mr. Moller hatte gerade einen Brief an seine Mutter beendet, als er hörte, daß ganz in der Nähe ein Schuß abgefeuert wurde. Da er wußte, daß die Eingeborenen gerade nach einem Bock suchten, dessen Fell für ihn selbst bestimmt war, faltete er den geschriebenen Brief zusammen und gab ihn Mr. Shaw mit der Bitte, ihn an seine Mutter zu adressieren. Er selbst ergriff seine Flinte und machte sich auf den Weg nach der Gegend, wo der Schuß gefallen war. Als er etwa hundert Schritt gegangen war und die Eingeborenen beinahe erreicht hatte, stieß sein Fuß plötzlich auf ein großes, schwarzes Krokodil, das über sechs Fuß lang war. Das Tier richtete sich augenblicklich auf und ergriff mit seinen Fangzähnen seinen Fuß bis zum Knöchel. Moller war geistesgegenwärtig genug, den gebissenen Teil des Fußes sogleich gänzlich mit seinem Taschenmesser abzuschneiden. Dann band er sehr fest einen Schnürsenkel oberhalb der Wunde, einen zweiten unterhalb des Knies um das Bein. Mr. Shaw, der schnell hinzugeeilt war, legte noch zwei Binden an, und die übrigen üblichen Heilmittel wurden angewandt, Scheinbar mit Erfolg. Mr. Moller erholte sich sichtlich. Als er jedoch einige Stunden später nach Hause transportiert werden sollte, fand sich, daß seine linke Seite plötzlich gelähmt wurde, und innerhalb weniger Minuten starb er.

Napoleons Feldküche.

Das russische historische Museum des Jahres 1812 ist vor kurzem durch eine interessante Reliquie bereichert worden, deren Existenz im Laufe der Jahre völlig vergessen worden war. Als die Vorbereitungen zu dem russischen Feldzug begannen, wurde für Napoleon auch eine Feldküche konstruiert, deren weiteres Schicksal sich dann im Dunkel der Geschichte verlor. Bei der Auflösung der „großen Armee" und bei dem furchtbaren Rückzug durch Schnee und Eis ging diese Feldküche des Kaisers verloren. Erst viel später wurde festgestellt, daß das Gefährt bei einem Angriff der Kosaken des Grafen Orloff-Denisoff auf eine französische Proviantkolonne in die Hände der Russen gefallen war. Des Kaisers Feldküche wurde dann in das Schloß des Orloffs gebracht und ist heute ein Eigentum des Grafen Grabbe. Für die Kriegswissenschaft ist diese hundert Jahre alte Feldküche, über die die italienische Militärfachzeitschrift „Esercito" einen interessanten Aufsatz veröffentlicht, ein Kuriosum und fast ein Beweis für das Wort Ben Akibas, nach dem auf der Welt schon einmal alles dagewesen ist. Die Feldküche Napoleons besteht aus einem zweirädrigen Karren von 1,50 Metern Spurweite, die aus Eichenholz gearbeiteten Räder haben einen Durchmesser von 1,40 Metern, und die sehr langen Deichseln sind sehr sinnreich mit Scharnieren ausgerüstet, die bestimmt sind, das Gleichgewicht des Wagens auch dann aufrecht zu erhalten, wenn die Bespannung fehlt. Der eigentliche Wagenkasten miß 1,75 Meter zu 1,20 Metern. Räder, Kasten und Deichsel sind in derselben dunkelgrünen Farbe gestrichen, die alle Artilleriegefährte der großen Armee aufwiesen. Im russischen Museum werden eine ganze Reihe solcher grünen Gefährte aufbewahrt, die seinerzeit den Franzosen abgenommen wurden. Das Innere der Feldküche Napoleons ist sehr einfach, aber zugleich außerordentlich praktisch eingerichtet. Der Koch verfügt über einen großen Kessel für Wasser, über ein zweites kesselartiges Gefäß, in dem die Suppe bereitet wurde. Die Deckel dieser Kessel sind so konstruiert, daß sie zugleich als Suppenterrine dienen können. Zwei Bratpfannen, die eine für Braten, die zweite zum Rösten von Brot, ergänzen die Ausrüstung. Sehr geschickt ist der Apparat gearbeitet, in dem der Kaffee bereitet wurde, und der zu gleicher Zeit als Verschluß für den Herd diente. Im vorderen Teil der Küche sind die Kästen, in denen das Geschirr bewahrt wurde; auch sie zeugen von dem praktischen Sinn des unbekannten Konstrukteurs, der sorgsam darauf Bedacht nahm, daß das Geschirr bei der Fahrt auf holprigem Wege nicht zerstört werden sollte. Der vordere Teil des Wagens enthielt in einem Kasten das Brennmaterial; der Deckel dieses Kastens konnte zugleich als Büfett dienen. Wenn man diese Feldküche Napoleons in ihrer Gesamtheit betrachtet, so kann man die kluge Anordnung aller Einzelheiten und die sinnreiche Konstruktion des Ganzen nur bewundern. An der Hinterseite des Wagens ist ein breites Trittbrett angebracht, von dem aus der Koch auch während der Fahrt die Fertigstellung der Speisen überwachen konnte. Mit dieser Küche war es möglich, Suppe, Braten, Nachtisch, Brot und Kaffee herzustellen, also alles, was ein Feldherr für sein Menu nur wünschen kann.

Der Brand im Hohen Venn

wütet noch immer mit derselben Heftigkeit. 900 Infanteristen von den Trierischen Regimentern 29 und 69 arbeiten an der Bekämpfung. Es handelt sich jetzt vor allem darum, das Uebergreifen auf die rechte Seite der Provinzialstraße von Malmedy über Mont nach Baraque-Michel-Eupen zu verhindern. Da das Feuer jetzt auch metertief in der trockenen Torferde brennt, ist die Gefahr groß, daß es sich doch noch auf die andere Seite hinüberfrißt. Der Brandherd liegt an der oben genannten Straße zwischen Mont und Baraque-Michel und etwa 12 Kilometer von Malmedy entfernt. Vernichtet sind bis jetzt auf deutscher Seite nach amtlicher Schätzung etwa 600 Hektar Heide, junge Kultur und Hochwald.

---

mich, daß er über diesen Fall so ganz anders denkt, wie über frühere! Soweit ist ja nicht einmal der Verteidiger gegangen in seinen Mutmaßungen, wie Herr Dr. Haller. Nein und nochmals nein!"

Lothar's Antlitz hatte sich gerötet.

„Herr Lambert, ich muß Sie doch dringend bitten, sich nicht zu wundern. Hier gibt es auch nits, war Verwunderung erregen könnte. Ich folge ganz ausschließlich meiner Ueberzeugung. Und anders kann es nicht sein nach dem Eide, den wir alle abgelegt haben!"

Eine lebhafte Auseinandersetzung entstand, in welcher alle Herren zusammensprachen, bis es dem Obmann mühsam gegang, die Ruh wiederherzustellen und eine neue geregelte Debatte zu öffnen. Aber auch in dieser platzten die Meinungen noch heftig aufeinander, und so kam der Schluß der zweiten Beratungsstunde herbei, ohne daß die Neigung, zur Abstimmung zu schreiten, schon bestimmt hervorgetreten wäre.

Der Geschworene Fischer wies darauf hin, daß man nun schon zwei Stunden versammelt sei. „Offen gesagt, ich sehne mich nach dem Mittagsbrot."

„Wir müssen erst das Urteil fertig haben", ereiferte sich Lambert, „und wenn wir noch zweimal zwei Stunden hier sitzen sollen. Drüben liegen ja noch einige Brötchen."

„Sie sind trocken geworden!" kritisierte Herr Fischer.

„Ja, verehrter Herr Fischer, aushalten müssen wir nun. Wird der Schluß der Debatte und die Abstimmung beantragt?"

„Nein!" erscholl es von allen Seiten, und unwillkürlich sagte es Fischer selbst.

„Ich bitte um's Wort!"

„Herr Major Braun hat das Wort."

„Meine Herren! Soviel ich gesehen, sind verschiedene Herren der Anschauung unseres Herrn Obmann beigetreten. Aber auch die, welche nicht zustimmten, sind doch in Zweifel geraten —"

„Ich nicht, ich in keinem Falle!" protestierte Lambert. Und zwei andere Geschworene nickten ihm zu.

„Also eine Anzahl der Herren, welche den Ausführungen unseres Herrn Obmann nicht ganz genau folgen konnten, sind in Zweifel geraten, ob die Belastungsgründe ausreichen, ein Schuldig zu sprechen. Mir will es scheinen, die Sache sei nicht so aufgeklärt, wie sie es sein muß."

„Dann muß die Verhandlung von neuem aufgenommen werden!" rief Lambert.

„Wir können nichts davon erwarten," warf Lothar Haller ein; er fühlte, wie jetzt in diesem Widerstreit der Meinungen auch seine ehernen Nerven zu lahmen begannen.

„Warum nicht?" fragte Lambert.

„Die Zeugen können hierzu nichts sagen, haben auch beschworen, daß sie alles ausgesagt und nichts verschwiegen haben. Die Angeklagte kann nichts weiter sagen, wie sie mehr als einmal erklärte. Unser Recht, meine Herren, ist es und soll es sein, uns nach bestem Wissen und Gewissen unser Urteil zu bilden; wir sind von niemandem abhängig, weder von den Darlegungen des Staatsanwalts, noch des Verteidigers."

„So ist es!" stimmte die Mehrzahl der Herren zu.

Es kam abermals zu einem heftigen Wortwechsel zwischen mehreren Geschworenen und danach, es waren nun schon zweieinhalb Stunden verflossen, machte sich eine Abspannung geltend.

„Ich denke, die Ansichten sind nun doch geklärt, sagte jetzt der Major, „und beantrage, die Abstimmung vorzunehmen."

Lothar erhob sich: „Ich bitte diejenigen Herren, welche für den Schluß der Debatte und für die Abstimmung sind, die rechte Hand zu erheben."

Neun Hände erhoben sich.

„Der Antrag ist angenommen." Lothar holte tief Atem, und die Herren rückten aufgeregt mit ihren Stühlen hin und her. „Und es muß . . ." rief Lambert in die Stille hinein.

„Herr Lambert, ich bitte zu beachten, daß die Debatte geschlossen ist," klang des Obmann's ernste Stimme. „Meine Herren! Ich werde nun nochmals die einzelnen Fragen vorlesen, ich bitte, recht genau aufzumerken. Frage eins:

Ist die Angeklagte schuldig, ihren Ehemann vorbedacht, aber ohne Ueberlegung getötet zu haben? Diejenigen Herren, welche diese Fragen bejahen, bitte ich, aufzustehen."

Nur Herr Friedrich Lambert erhob sich. Kein Laut ward hörbar, jeder der Herren war sich des Ernstes der Stunde bewußt.

„Frage eins ist somit verneint, mit großer Mehrheit. Wir kommen zu Frage zwei: Ist die Angeklagte schuldig, ihren Ehemann vorbedacht, aber infolge schwerer Beleidigung oder Bedrohung getötet zu haben? Die Herren, welche diese Frage bejahen, bitte ich aufzustehen."

Drei Herren erhoben sich.

„Die Mehrheit verneint die Frage", erklärte der Obmann mit vor Aufregung bebender Stimme. „Um aber jeden Zweifel auszuschließen, bitte ich jetzt die Herren, welche die Frage verneinen, also die Angeklagte für nichtschuldig erklären, aufzustehen!"

Neun Herren erhoben sich, drei blieben sitzen. Die Probe war richtig.

„Die Abstimmung ist geschlossen, da die Beantwortung der Frage nach mildernden Umständen nun fortfällt."

Die Lebensfähigkeit der Menschenhaut.

Die Spruchweisheit, daß der Mensch, um gut zu gedeihen, in einer recht gesunden Haut stecken muß, hat schon vor Jahrzehnten der plastischen Operationen und der Hauttransplantation gegeben, die darin besteht, daß auf die defekte Haut eines lebenden Menschen nach Anfrischung der wunden Stelle ein Stück gesunde Haut eines anderen Menschen oder auch eines Tieres gelegt und dort zum Anwachsen gebracht wird. Die anfangs von manchen Mißerfolgen begleitete Methode hat sich in demselben Maße vervollkommnet, wie man erkannte, daß es sehr wesentlich darauf ankommt, der überpflanzten Haut ihre sehr bedeutende Lebenszähigkeit nicht durch ein Uebermaß von antiseptischen Mitteln gewaltsam zu rauben. Nach einem Vortrag von Dr. Elphinstone in der medizinischen Gesellschaft von Saint Louis hat man sich diese Lebensfähigkeit als viel länger andauernd vorzustellen, als bisher angenommen wurde. Mit Hilfe eines elektrischen Stromes, den er in die Haut von Fröschen und Katzen sandte und durch Anwendung derselben Methode auf die abgelöste Haut menschlicher Leichen konnte er feststellen, daß die Lebensfähigkeit der Haut selbst 48 Stunden nach dem Tode noch nicht erloschen war. Aber auch damit ist die Grenze der Lebensfähigkeit noch lange nicht erreicht. Zum Zweck der Hautüberpflanzung hielt er sich einen Vorrat menschlicher Haut in halbfeuchtem Zustande in Reserve, mit dem er noch nach 14 Tagen und 3 Wochen Transplantationen mit gutem Erfolge ausführen konnte. In einem besonders günstig liegenden Falle — es handelte sich nämlich um Haut, die dem Körper eines kurz vorher Hingerichteten entnommen war und in keimfreier Flüssigkeit konserviert wurde — konnte sogar noch nach sechs Monaten Verpflanzungen vorgenommen werden, von denen zwei Drittel mit prompter Anheilung ausgingen.

Ein viel „Beweibter".

Die Gerichte von Bristol befinden sich in einem schwierigen Dilemma: sie sollen das Urteil sprechen über Lionel Marburrn, der wegen eines kleinen Diebstahls verhaftet worden ist und von dem man festgestellt hat, daß er nicht weniger als elf Frauen hat, die er alle in vorschriftsmäßiger Form heiratete und dann verließ. Den Juristen, den Richtern und auch den alsbald hinzugezogenen Psychiatern und Aerzten ist Lionel Marburrn ein vollkommenes Rätsel, widersprechen doch sein Wesen und Auftreten und vor allem die Umstände seiner Missetaten all den Begleiterscheinungen, die man sonst bei den Taten berufsmäßiger Heiratsschwindler beobachtet. Die Umstände seiner Eheschließungen und seiner Lebensführung legen den Gedanken an eine geistige Erkrankung nahe, auf der anderen Seite aber macht der Gefangene alle durch seine olympische Ruhe und durch sein fast unschuldsvolles Wesen irre. Lionel Marburrn, der im Laufe seines wechselvollen Lebens alle fünf Weltteile gesehen hat, begann seine Laufbahn als Gatte im Jahre 1872 in London, wo er damals als Schneider arbeitete. Er lebte mit seiner Frau in völliger Harmonie 20 Jahre lang, als er plötzlich ohne irgend welchen Grund und Notwendigkeit einen geringfügigen Diebstahl beging, der ihn auf mehrere Monate ins Gefängnis brachte. Als er dann aus der Strafanstalt entlassen worden war, beschloß er eine Vergnügungsreise nach Rom zu unternehmen, lernte dort eine junge Dame kennen, die ihn gefiel, hielt um ihre Hand an und heiratete sie in der ewigen Stadt. Das Merkwürdige dabei bleibt, daß Marburrn keineswegs als Hochstapler auftritt, im Gegenteil, er ist ein arbeitssamer, ruhiger Mensch, der keine persönlichen Ansprüche oder Leidenschaften hat und von dem Ertrag seiner Arbeit ruhig und bescheiden lebt. Dagegen scheinen ihn von Zeit zu Zeit kleptomanische Anfälle heimzusuchen, er vermag den Unterschied zwischen Mein und Dein nicht zu erfassen und der Begriff Eigentum ist ihm völlig unerklärlich. So beging er auch in Rom kurz nach seiner Heirat wieder einen geringfügigen Diebstahl bei einem Nachbar, kam ins italienische Gefängnis, und als er seine Strafe verbüßt hatte, vergaß er es, zu seiner römischen Gattin zurückzukehren und reiste nach Kalkutta, wo sich die Ereignisse wiederholten, er heiratete, beging einen Diebstahl, wurde bestraft und verschwand. Dabei hat er niemals das Eigentum seiner Frauen angetastet, mit denen er in der kurzen Zeit seiner Ehen stets friedlich und harmonisch zusammenlebte. Auf diese Weise hat Lionel Marburrn, wie eine französische Zeitschrift berichtet, allmählich nicht weniger als elf Frauen, und zwar in London, Rom, Kalkutta, Tokio, Mexiko, Roubeix, Granada, Lissabon, Newyork und jetzt vor kurzem endlich in Bristol geheiratet. Die Psychiater vermögen sich über den merkwürdigen Fall nicht zu einigen. Als man ihm die Frage vorlegte, ob er denn alle die Frauen, die er geheiratet hatte, geliebt habe, erwiderte er: „Ich bin wohl gezwungen, das anzunehmen," und als man ihn weiter fragte, wie er als ein vermögensloser Mensch so viele Frauen mit seinem Leben verbinden könne, meinte er: „Ich höre nicht auf, mir selbst diese Frage unausgesetzt vorzulegen." Er vermag die Namen der geheirateten elf Frauen genau anzugeben, erinnert sich noch ihrer Gesichtszüge, aber er hat vollkommen vergessen, wann und warum er sie eigentlich geheiratet hat.

Allerlei.

Die Luftschiffahrt und das Heer. Wie die „Berl. N. N." von zuständiger Seite erfahren, sind alle Mitteilungen, daß die Militärverwaltung ihr Interesse nicht mehr wie bisher den Lenkballons, sondern mehr dem Flugwesen zuwende, unrichtig. Es sei sogar die Zeit nicht mehr fern, wo die Militärverwaltung ernstlich an den Bau einer Luftflotte denken werde. Diese Richtigstellung war zu erwarten.

Kriegsminister von Heeringen im Luftschiff. Mit dem umgebauten Militärluftschiff „M. 2" machte Kriegsminister von Heeringen eine Uebungsfahrt von Berlin nach Spandau, die tadellos verlief. Als das Luftschiff landete, erschien, von Döberitz kommend, die Reichsflugmaschine „B. 13", von Leutnant Mackentum, geführt und landete neben dem Flugkreuzer. Der Kriegsminister beglückwünschte den jungen Offizier zu seinem schönen Fluge.

Die unfallreichsten Tage sind bekanntlich der Samstag und der Montag. Das wird aufs neue bestätigt durch die zahlenmäßigen Aufstellungen über die Hilfeleistungen der Sanitätswachen, wie sie die Festschrift der Rettungsgesellschaft „Samariterverein für Leipzig" aus Anlaß von deren 25jährigem Bestehen darbot. Darnach betrug die Zahl der Hilfeleistungen von 1883—1906 am Samstag 17 463, am Montag 16 954, während die der übrigen Wochentage sich zwischen 13 600 und 15 840 bewegt. Dabei ist zu berücksichtigen, daß, wie schon der 23. Jahresbericht der Gesellschaft hervorhebt, die zahlreichen Verletzungen und Unfälle, die in der Samstag-Nacht nach 12 Uhr sich durch Exzesse, Schlägereien 2c. ereignen, in die Sonntagsziffern, die der Sonntag-Nacht von 12 Uhr ab in die Montagsziffern eingerechnet sind. Die Summe der „durch Streit und Trunkenheit" nötig gewordenen Hilfeleistungen betrug seit 1. Jan. 1894 nicht weniger als 7796, rund 11½ Prozent aller Fälle zusammen. Unter den 300 Vergiftungen von 1883 bis 1907 sind 61 Fälle von Alkoholvergiftung gezählt. Zu der hohen Hilfeleistungsziffer des Montags bemerkt der 23. Jahresbericht: „Sicherlich spielen hier Einwirkungen eine Rolle, die noch vom Sonntag herrühren. Die meist mit Alkoholgenuß verbundenen Sonntagsvergnügungen werfen noch ihrene Schatten auf den nächsten Tag. Die Aufmerksamkeit ist noch nicht eine so rege, die Hantierungen spielen sich noch nicht wieder in so gewohnten, sicheren Bahnen ab, daß körperliche Schädigungen sicher und leicht vermieden werden". (Daß natürlich für die Unfallhöhe von Samstag und Montag teilweise auch noch andere Umstände in Frage kommen, ist noch außer acht gelassen.)

Ein originelles Mahl gab der Steinzeit-Forscher Hahn geladenen Gästen. Zur Einleitung einer Studienfahrt, die der alten Völker- und Verkehrsstraße der Donau dienen soll, gab er, wie die „Köln. Ztg." erzählt, ein „steinzeitliches Diner" in Ulm auf einer von der trockenen Jahreszeit in der Donau freigelegten Steinbank, das — wie in prähistorischer Zeit — aus Holznäpfen und Holztellern mit hölzernen Löffeln eingenommen wurde. Die eigenartige, aber nach Aussage der Teilnehmer recht eßbare Speisereihe war folgende: Kräutersuppe, aus den heiligen 27 Kräutern, mittels heißer Steine in hölzernem Gefäß gekocht; Pferdeschinken mit Nesselgemüse; Schweinebraten mit Hirse; in der Asche geröstete Kohlrüben; getrocknete Backbirnen, in Honig eingemacht.

Ein Seuchenamt. Die schon vor längerer Zeit angekündigte Zentralstelle für die Erforschung und Bekämpfung von seuchenartigen Krankheiten, mit dem Sitz in Berlin, ist jetzt Tatsache geworden. Als bisher noch nicht genügend erforschte Krankheiten werden besonders die Cholera, Genickstarre, Pest, Pocken und der Fleckthphus angesehen.

Internationaler gewerblicher Rechtsschutz. Die Washingtoner Tagung der Internationalen Union für den Schutz des gewerblichen Eigentums, die im Frühjahr d. Js. tagte hat nach dem „Reichsanz." die Gebrauchsmuster für das Unionsrecht den Patenten gleichgestellt. Diese Vorschrift kommt hauptsächlich Deutschland zugute, da andere Länder außer Japan einen Gebrauchsmusterschutz nicht kennen. Gegen unlauteren Wettbewerb soll im internationalen Verkehr vermehrter Schutz gewährt werden. Andere Neuerungen betreffen den Grundsatz der Unabhängigkeit der Patente, die Zulassung öffentlicher Wappen im Warenzeichen und die Einführung des Unionrechts in den Kolonien.

k Endlich allein — im Kupee.

Wie gern möchte mancher in diesen drangvollen Tagen der größten Reisezeit ein Zaubermittel sein eigen nennen, das lästige Reisegenossen von ihm fernhält und ihm ein Kupee für sich auf der Eisenbahn sichert. Der bekannte französische Theaterdirektor Gemier hat in dem reichen Schatz seiner Erfahrungen einige unfehlbare Rezepte, die dies Wunder bewirken, aufgespeichert, und aus seinen Erinnerungen teilt sie eine französische Wochenschrift allen denen mit, die in überfüllten Kupees sich nach Einsamkeit sehnen. Gemier hat, bevor er der Leiter des Theater Antoine und Begründer des „Nationalen Wandertheaters" wurde, lange Jahre als reisender Komödiant Frankreich durchquert und so die Tricks kennen gelernt, mit denen sich die „Fahrenden" jede fremde Reisegesellschaft vom Leibe halten. Ist doch für den reisenden Schauspieler, der stets „auf der Walze" ist, das Kupee Heim und Haus, Speisezimmer, Schlafgemach und Arbeitsraum, der Ort, an dem er seine Rollen memoriert, Toilette macht und sich ausruht. Es ist also für ihn Lebensbedingung, in seinem Abteil ungestört zu bleiben. Es sind nicht immer die rücksichtsvollsten und appetitlichsten Mittel, die den besten Erfolg haben. Aber Not kennt kein Gebot und das lustige Komödiantenvölkchen ist zu allerlei Schabernack und Possen stets bereit, die der gesetzte Reisende empört von sich weisen dürfte. Ganz unfehlbar ist nach Gemier ein Trick, der unter den Schauspielern den wenig einladenden Namen „die offene Wunde" führt. Der Betreffende, der den dringenden Wunsch nach Alleinsein verspürt, umwickelt das Bein mit Tüchern und Bandagen, die er mit Schminke durch allerlei unappetitliche Flecke verziert. Oeffnet ein Reisender die Kupeetür, dann fällt sein erster Blick voll Entsetzen auf dieses kranke Bein mit der offenen Wunde und schaudernd flieht er weiter. Recht eindrucksvoll ist es auch, sobald mehrere beisammen sind, daß einer den Schwerverbrecher markiert. Ohne Kragen, mit zerwühltem Haar und stierem Blick sitzt er zwischen den beiden andern, die ihm die Hände mit Striden gefesselt haben: ein Mörder, der ins nächste Zuchthaus gebracht wird. Wer möchte mit einem solchen Reisegenossen auch nur bis zur nächsten Station zusammen fahren. In einem überfüllten Zuge, in dem gar kein Mittel mehr helfen wollte, wußte sich ein Schauspieler schließlich nur durch eine Solo-Vorstellung vor dem Andrang der Mitreisenden zu schützen. Da er die Rolle des Trunkenbolds zu seinen besten Leistungen zählte, so mimte er einfach einen Anfall von Delirium tremens und wütete so furchtbar, daß sogar der Schaffner scheu an seinem Kupee vorbeischlich. Um hartnäckige Mitreisende zum Verlassen des Abteils zu bewegen, werden ebenfalls recht drastische Mittel angewendet. Da weist z. B. einer in einer gleichgiltigen Nebenbemerkung auf eine lange Kiste hin und läßt ins Gespräch einfließen, daß er da eine ganz prächtige Brillenschlange mit sich führe, mit dem herrlichsten Giftzahn, den man sich denken könne. Oder er sagt, er müsse noch eine kleine Probe mit seinen dressierten Flöhen abhalten, damit bei der Vorführung in der nächsten Stadt alles auch gut klappe. Von bestem Erfolg ist es auch gewöhnlich begleitet, wenn die Naive oder der jugendliche Liebhaber, nachdem sie sich recht auffällig gekratzt haben, plötzlich ausrufen: „Die Krätze ist doch ein zu schmerzhaftes Leiden!" Bei der nächsten Haltestelle werden die andern Insassen unfehlbar das Kupee wechseln. Der erfinderische Sinn der Schauspieler hat noch viele andere solcher Tricks auf Lager, zu denen allerdings eine gewisse schauspielerische Begabung gehört. Sie sind gesammelt in dem kleinen Büchlein, das ein alter Komödiant redigiert hat und aus dem man lernen kann: „Die beste Art, im Eisenbahnwaggon allein zu bleiben, sich vor Zudringlichen zu schützen und jeden lästigen Mitfahrer zum Aussteigen zu zwingen". Freilich diese „Anweisung" wird nicht nach jedermanns Geschmack sein!

Rund 6 750 000 Mk. Unterstützung

sind an die arbeitslos gewordenen Tabakarbeiter ausgezahlt worden. Durch das Tabaksteuergesetz vom Juli 1909 waren, wie erinnerlich, zur Unterstützung von Tabakarbeitern und Hausgewerbetreibenden, die durch die Aenderung des Tabaksteuergesetzes arbeitslos geworden waren, 4 Millionen Mark zur Verfügung gestellt. Die Summe war aber bereits am Ende des Sommers 1910 aufgebracht. Es wurde daher durch den Etat für 1911 ein weiterer Betrag von 750 000 Mark für den gleichen Zweck bereitgestellt. Da auch diese Mittel nicht ausreichten, wurden vom Bundesrat im Juli des vergangenen Jahres Grundsätze für die Gewährung weiterer Beihilfen aufgestellt. Danach sollten bis zum 3. Dezember 1910 Unterstützungen gewährt werden, wobei eine Abstufung in der Höhe für verheiratete und unverheiratete Arbeiter gemacht wurde. Der Reichskanzler (Reichsschatzamt) wurde ermächtigt, in besonderen Fällen bis zum 1. April Beihilfen zu gewähren. Trotzdem sind aber auch für den 1. April hinaus noch Beihilfen aus außeretatsmäßigen Mitteln gezahlt worden. Diese Zahlungen geschahen auf Grund einer Erklärung des Reichsschatzsekretärs im Reichstag, nach der er sich für ermächtigt hielt, auch über die gesetzlich bewilligten Mittel hinaus Beihilfen zu gewähren. Mit dem 15. August haben nun die Unterstützungen, dem Gesetze entsprechend, ihr Ende erreicht. Im ganzen sind für die Unterstützung der Tabakarbeiter annähernd 6 750 000 Mk. gezahlt worden, also fast 2 Millionen Mark mehr, als gesetzlich zur Verfügung gestellt waren.

Die Herren verließen aufatmend ihre Plätze, Lambert stieß dabei seinen Stuhl so heftig gegen den Tisch, daß es krachte. Sie waren froh, daß die Arbeit und die Verantwortung vorbei waren.

Einzig der Obmann saß noch am Tische. Er schrieb die Beantwortung der Fragen in das offizielle Aktenstück und setzte dann mit fester Hand seinen Namen darunter.

Nun stand auch er auf. Aber er mußte unwillkürlich nach der Stuhllehne greifen, der Gedanke an die gute, treue Schwester der Angeklagten, an Alice Wedenfeld, überwältigte ihn. Ein sonniges Zukunftsbild tat sich ihm hier in diesem kahlen Gerichtszimmer auf, ein Bild, das er noch vor zwei Tagen für unmöglich gehalten.

Aber schnell ward er seiner Bewegung wieder Herr und ergriff die kleine Klingel auf dem Tisch zum Zeichen für den wartenden Gerichtsdiener. Eilfertig öffnete der die Tür, er sah müde genug aus vom langen, einsamen Warten.

„Bitte, wollen Sie dem Herrn Präsidenten mitteilen, daß die Beratung beendet ist." Damit schüttelte er unmerklich den Kopf. Das Gesicht des Beamten überzog ein Freudenschimmer, und er eilte in das Richterzimmer, während die Geschworenen in den großen Sitzungssaal hinüber zu ihren Plätzen gingen.

Im nu flutete das Publikum, soweit es nicht drinnen ausgehalten hatte oder nicht schon zu seinen Plätzen zurückgekehrt war, in den Saal zurück. Man vernahm ein aufgeregtes Husten und Schurren und Stuhlrücken, während aller Augen die ernsten Gesichter der Geschworenen musterten, um aus ihnen das Ergebnis der Beratung zu erkennen.

Aber das war unmöglich, die Herren sprachen leise miteinander und aus den verdrießlichen Mienen Friedrich Lamberts waren keine Schlüsse weiter zu ziehen. Frau Sophie Stöppner meinte, ihre Nachbarn auf den Zeugensitzen müßten ihr Herz klopfen hören. Fräulein Erna Weener hatte mit ihrer Gesellschafterin oben in ihrer Loge unverzagt ausgehalten. Auf die leisen Bemerkungen der letzteren, daß es doch wohl besser sei, nach Hause zurückzukehren, der Herr Rechtsanwalt Dr. Hartwig werde gewiß so gefällig sein, durch den Fernsprecher Nachricht von dem Ausgange zu geben, war stets eine entschiedene Abweisung erfolgt. „Es dauert ja vielleicht nur noch einige wenige Minuten!" Damit war gewartet und weiter gewartet worden.

Nun war der große Augenblick gekommen, jetzt trat der Gerichtshof wieder ein, nur die Angeklagte und ihre Schwester waren abwesend.

„Herr Obmann, ich bitte!" wandte sich der Präsident an Dr. Haller, der sich erhob und mit lauter, den ganzen weiten Saal beherrschender Stimme zu lesen begann.

„Auf meine Ehre und Gewissen erkläre ich als den Wahrspruch der Geschworenen." Dann erfolgte die Verlesung der ersten Frage und danach „Antwort: Nein!" Eine surrende Bewegung ging durch den ganzen Saal, dann wieder tiefstes Schweigen. Die Verlesung der zweiten Frage und wieder „Antwort: Nein! Die Frage nach der Zubilligung von mildernden Umständen fällt hiernach aus."

Bei dem zweiten „Nein" war eine verstärkte Bewegung durch den Raum gegangen, ganz deutlich vernahm man ein teils erstauntes, teils befriedigendes „Sie ist freigesprochen!" aus der Zuhörermenge, so daß der Präsident die Glocke rühren mußte. Dann reichte Dr. Haller als Obmann das Aktenstück dem Protokollführer und nahm seinen Platz wieder ein.

„Die Angeklagte ist vorzuführen!"

Eine Minute nach diesem Befehl des Präsidenten trat die Angeklagte, gestützt von ihrer Schwester, ein und blieb an ihrem Platz auf der Anklagebank stehen. Die frühere nervöse Aufgeregtheit war gewichen, auf ihrem blassen Antlitz lag eine überirdische Ruhe.

„Angeklagte, der Wahrspruch der Geschworenen wird Ihnen jetzt vorgelesen werden." Der Protokollführer verlas, und über Alice Wedenfelds Antlitz zuckte ein heller Blitz der Freude: Freigesprochen, also doch! Ihr leuchtender Blick flog zu Lothar hinüber.

Die Angeklagte selbst schaute noch zweifelnd auf den Präsidenten des Gerichtshofes, der sich nunmehr erhob.

„Die Geschworenen haben die Schuldfragen verneint, Angeklagte, Sie sind also freigesprochen. Die Angeklagte ist sofort aus der Haft zu entlassen! Die Sitzung ist geschlossen!"

Noch immer stand Frau Hertha Brandt regungslos; ihre Schwester sah, wie sie die Lippen bewegte, doch brachte sie kein verständliches Wort hervor. Und dann sank sie zurück: Nach der übernatürlichen Ruhe trat nun ein Rückschlag ein, sie war ohnmächtig geworden!

Der hinzutretende Arzt beruhigte indessen die besorgte Alice schnell. Eine halbe Stunde der Ruhe, dann würde die Heimkehr in ihr Haus angetreten werden können.

Richter und Geschworene hatten sich entfernt, das Publikum, welches sich um ein nochmaliges Bestaunen der Angeklagten und nunmehr Freigesprochenen gebracht sah, verließ den Saal, in dem es nun öde war. Als Letzte schritten die beiden Schwestern hinaus, und Hertha schauerte zusammen, als sie noch einmal nach dem furchtbaren Platz zurückblickte, auf welchem sie zwei Tage lange und bange Stunden hatte aushalten müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Bekanntmachung.

I. Die Hufbeschlagprüfungen vor der staatlichen Prüfungskommission für den Regierungsbezirk Arnsberg finden regelmäßig im ersten Monat eines jeden Vierteljahres statt. Die weiteren Angaben über die Zeit, den Ort und die Schmiede werden den Prüflingen durch die Ladung bekannt gegeben.

Den hiesigen Departements-Tierarzt, Herrn Veterinärrat Blome, welcher als mein Kommissar an den Prüfungen teilnimmt, habe ich zum Vorsitzenden der aus drei Mitgliedern bestehenden Prüfungskommission ernannt.

Der Meldung zur Prüfung, welche an den genannten Vorsitzenden zu richten ist, hat der Prüfling folgende Nachweise beizufügen:

1. die amtliche Bescheinigung, daß er das 19. Lebensjahr vollendet hat (Geburtsschein),
2. die amtliche Bescheinigung, daß er mindestens die letzten 3 Monate vor der Meldung im Bezirke der Prüfungskommission sich aufgehalten hat,
3. die Versicherung, daß er innerhalb der letzten 6 Monate einer Hufbeschlagprüfung nicht erfolglos sich unterzogen hat,
4. die Bescheinigung über die erlangte theoretische und praktische Ausbildung.

Der Vorsitzende entscheidet über die Zulassung zur Prüfung und beruft die Prüflinge zur Prüfung ein.

Im Falle der Zulassung hat der Prüfling 10 Mk. Prüfungsgebühr porto- und bestellgeldgebührenfrei an die Kgl. Regierungs-Hauptkasse in Arnsberg mit dem Vermerk „Gebühr für Hufbeschlagprüfung" einzureichen.

Von der erfolgten Einzahlung der Gebühr setzt der Prüfling den Vorsitzenden durch Einsendung des Posteinlieferungsscheines, mit seiner Namensunterschrift versehen, in Kenntnis.

Die Prüfungsgebühr ist verfallen, wenn der Prüfling ohne genügende Entschuldigung im Termin nicht erscheint oder die Prüfung nicht besteht.

Bei nachgewiesener Bedürftigkeit kann die Gebühr ganz oder teilweise erlassen werden.

Zur Prüfung hat der Prüfling ein Rimmesser und eine Unterhauer mitzubringen. Das übrige Handwerkszeug, die Schmiedeeinrichtungen und die nötigen Pferde werden von der Kommission zur Verfügung gestellt.

In besonderen Fällen kann die Kommission auf Antrag eines oder mehrerer Prüflinge auch außerhalb der regelmäßigen Vierteljahrestermine und Ergänzungstermine eine Prüfung abhalten. Die Kosten solcher Prüfungen sind von denen, welche sie beantragt haben, zu gleichen Teilen zu tragen.

II. Ich mache ferner darauf aufmerksam, daß, abgesehen von den Schmiedeinnungen in Gelsenkirchen, Bochum und Witten, in den unter tierärztlicher Leitung stehenden Hufbeschlaglehranstalten zu Herdecke a. Ruhr — Lehrschmiede von Duhme —, zu Dortmund — Lehrschmiede von Wagner — und zu Nieder-Marsberg — Lehrschmiede von Köhler — alljährlich mehrere, bis drei Monate dauernde theoretisch-praktische Kurse über Hufbeschlag stattfinden.

Die Kurse schließen mit einer Prüfung ab, welche gleichwie die staatliche Prüfung, vor einer aus drei Mitgliedern bestehenden Kommission unter dem Vorsitz des Herrn Veterinärrats Blome zu Arnsberg abgelegt, und durch deren Bestehen ebenfalls die Berechtigung (Zeugnis) zur selbständigen Ausübung des Hufbeschlaggewerbes erworben wird.

Meldungen sind an die betreffenden Anstalten zu richten.

Der Besuch dieser Lehranstalten ist sehr zu empfehlen.

Arnsberg, den 1. August 1911. 5289

Der Regierungspräsident.
Im Auftrage: gez. Harter.

Bekanntmachung.

Die Continentale Eisenbahn-Bau- und Betriebsgesellschaft A.-G. in Berlin W. beabsichtigt die

Anlage eines Gleisanschlusses der Hammertaler Sandsteinbrüche an die Kleinbahn Bossel-Blankenstein.

In Gemäßheit der §§ 17 und 47 des Gesetzes über Kleinbahnen und Privatanschlußbahnen vom 28. Juli 1892 bringe ich im Auftrage des Herrn Regierungs-Präsidenten zu Arnsberg dieses Vorhaben zur öffentlichen Kenntnis mit dem Bemerken, daß der Plan vom **18. d. Mts. ab 14 Tage lang** bei dem Gemeindevorsteher zu Westherbede zu Jedermanns Einsicht offen liegt und daß während dieser Zeit jeder Beteiligte im Umfange seiner Interessen Einwendungen gegen den Plan erheben kann. Die Einwendungen sind bei dem Unterzeichneten schriftlich anzubringen.

Hattingen, den 11. August 1911. 5290

Der Königl. Landrat.
J. V.:
Baron Wrangell, Regierungs-Assessor.

WICHTIG!

für jede
Hausfrau ist:

Schmutzfresser Seifenpulver.

Es hat

3 x soviel Waschkraft

als die meisten im Handel befindlichen Seifenpulver mit Geschenkeinlagen.

Auch

Schmutzfresser-Haushaltseife

mit Gutscheinen ist überall käuflich.

Alleinige Fabrikanten:

Bochumer Seifenfabrik Becker & Co.

Tausende Raucher empfehlen



meinen garantiert ungeschwefelten, deshalb sehr bekömmlichen und gesunden Tabak.

1 Tabakspfeife umsonst zu 9 Pfd. meines berühmten Förstertabak für M. 4.25 frk. 9 Pfd. Pastorentabak u. Pfeife kost. nur M. 5.— frk. 9 Pfd. Jagd-Kanaster m. Pfeife M. 6.50 frk. 9 Pfd. holländ. Kanaster mit Pfeife M. 7.50 franko. 9 Pfd. Frankfurter Kanaster m. Pfeife kost. frk. M. 10.— gegen Nachnahme. Bitte anzugeb. ob nebenstehende Gesundheitspfeife oder eine reichgeschnitzte Holzpfeife oder eine lange Pfeife erwünscht.

E. Köller, Bruchsal (Baden)
Fabrik. Weltruf!

Miet-Pianos

in grosser Auswahl, günstige Bedingungen bei späterem Kaufe

Rud. Ibach Sohn,
Barmen, Neuerweg 40/42.

Eine gute Zukunft

bieten wir strebsamen Herren bei Uebernahme einer 109

Versandstelle.

Streng reelle Sache, pass. für jedermann, ganz gleich ob in Stadt oder Land wohnhaft. Keinerlei Kenntnisse nötig. Das Geschäft wird von uns kompl. eingerichtet. Große Reklame auf unsere Kosten. Sofort gr. Umsatz u. guter Verdienst von Anfang an. Risiko ausgeschlossen. Auch ohne Aufgabe des Berufes zu betreiben. Nur ehrl. wenn auch einfache Leute werden berücksichtigt. Auskunft kostenlos. Offerten sub **Versandgeschäft an Daube & Co., Köln** Rh.

Grobblech-Walzwerk sucht einen erfahrenen

Walzmeister

sowie 5447

ersten Blockwärmer.

Off. unter **5417** an die Expedition dieser Zeitung in Hattingen.

Junger Mann

im Alter von 16—17 Jahren für Landesprodukten-Geschäft gesucht. Betreffenden wird Gelegenheit geboten, auch die Buchführung zu erlernen.

Näheres unter **S. 5408** zu erfahren in d. Geschäftsst. d. Ztg. in Hattingen.

15–20 Mk. täglich

verd. Reisende, Agent., Händler etc. d. Verk. uns. Ia. Dauerwäsche, Krawatt., Damengürtel u. sonst. Neuheit. Abnehmer w. auf eig. Rechn. arb. woll. extra Offerte einholen unt. Ang. wie hoch sich der monatl. Bedarf stellt. Bestes Fabrikat. 5230

Pusch & Krusche, Glogau, Wäsche-Manufaktur.

Einige tüchtige

Montageschlosser

sucht [5283

W. Kordtz, Monteur, Gewerksch. „Barmen," Sprockhövel.

5302 Einige Kolonnen

tüchtige Gesteinshauer und Schlepper

für Zechen, Nähe Dortmund, für Aufbrüche bei hohem Gedinge gesucht. Meldungen: **Dortmund, Märkischestr. 84a.**

Mehrere Arbeitsburschen

von 14—17 Jahren gegen guten Lohn zum sofortigen Antritt gesucht. I 970

W. von der Weppen,
Altendorf (Ruhr),
direkt am Bahnhof.

Suche zum 1. Septbr. für mein Kolonialwarengeschäft u. meinen Haushalt von 3 Personen ein treues u. freundliches

Mädchen 5267

Bevorzugt wird diejenige, die schon gelernt hat. Näh. **Barmen-Wichlinghausen,** Kuckucksstr. 49.

Oetker's Rezepte



Gesundheits-Kuchen.

Zutaten: 100 g Butter, 100 g Zucker, 4 Eier, das Weiße zu Schnee geschlagen, 250 g Weizenmehl, 1 Päckchen von **Dr. Oetker's Backpulver,** das abgeriebene Gelbe einer halben Zitrone, 4 Eßlöffel voll Milch.

Zubereitung: Die Butter rühre zu Sahne, gib Zucker, Eigelb, Milch und Mehl, dieses mit dem Backpulver gemischt, hinzu und zuletzt das Zitronengelb und den Eierschnee. Fülle die Masse in die gefettete Form und backe den Kuchen in etwa 3/4 Stunden.

Dr. Oetker's Gesundheitskuchen ist sehr leicht verdaulich für Kinder und Kranke. Alle für den Körper notwendigen Nährstoffe sind in ihm enthalten. Läßt man solch ein Stück Kuchen in warmer Milch zergehen, so gibt dies eine vorzügliche Speise für kleine Kinder.

5 Pfd. Limonade-Sirup aus 1 Fl. Orig.-Reichel-Extrakt für **75 Pf.**

durch einfaches Aufkochen mit Zucker, von reinem Fruchtgeschmack u. edlem Aroma, in **Himbeer, Erdbeer, Kirsch, Zitronen, Grenadine, Orange** usw. **Köstlich** zu **Nachspeisen u. Limonaden.** Der Kinder liebstes Getränk. Vollkommen haltbar. Unglaublich vorteilhaft, nur **nach einem Versuche** hat man den richtigen Begriff. **In den Drogerien erhältlich,** die „Original-Reichel-Essenzen" führen. **Alleiniger Fabrikant Otto Reichel, Berlin SO.** Vor Nachahmungen schützt die **Echtheitsmarke Lichtherz.** Ausführl. illustr. Rezeptbuch: „Die Destillierung im Haushalte" **gratis.**

In **Hattingen** bei: **W. Beckmann,** Bruchstr., **Otto Siess,** Heggerstr., **Frl. A. Schmidt,** Drog., **Otto Wemper,** Drog



Trauer-Drucksachen

liefert in kürzester Frist bei billigster Preisstellung

die Buchdruckerei

C. Hundt sel. Wwe.

Hattingen-Ruhr .·. Telephon 367

Filiale: Linden, Königstr. 77. .·. Telephon 328.

Gasthof zum Ruhrtal.

Alte schattige Gartenanlagen.

Rotwild, Dammwild, Rehbestände.

Sonntags für Ausflügler: Gelegenheit zum Tanzen.

Anfang 4 Uhr. 5221

Schlegelbräu. Wwe. H. Krollmann, Baak.

Nach der Wahl

eines gekauften Gegenstandes sieht mancher zu seinem Schaden erst ein, dass er einem **redegewandten Schlauberger** in die Hände gefallen ist, der ihn über die wahren Tatsachen hinwegzutäuschen verstanden hat. So werden z. B. in letzter Zeit häufig gutmütige Käufer in der Weise betrogen, dass ihnen vorgemacht wird, irgend ein beliebiges Fabrikat

Hausbacköfen oder Fleischräucher

sei ebenso gut und dauerhaft, als die weltbekannten und bewährten **Weberschen Originalfabrikate,** oder es wird dem ahnungslosen Käufer ein anderer Bestellzettel untergeschoben. Deshalb Vorsicht! Bestellen Sie nur auf einem **Weber'schen Bestellzettel** mit Firmendruck.

Jeden Backofen und Räucherapparat auf Wunsch 6 Wochen auf Probe. Schriftliche Garantie! Ueber **35 000 Stück** in Betrieb! Lieferant vieler Behörden! Preise bekannt billig! Zahlungsbedingungen äusserst günstig! Verlangen Sie neueste Preisliste von der ersten u. grössten Spezialfabrik für Hausbacköfen und Fleischräucher.

Anton Weber, Niederbreisig (Rhld.)
Zweigfabriken in Nord- und Süddeutschland.

Tüchtige Vertreter gesucht.

Weber's Hausbackofen backt nicht nur Weissbrot, sondern auch das Rheinische Kornbrot, und ist der einzige Ofen, der von über 30000 Landwirten geprüft und für gut befunden wurde. 3838

Technikum Hochbau-, Maschinenbau-, Ziegler-, Heizerschule.
Elektroschule. **Lemgo** i. L.
Beginn Ende Okt. Vorunterr. Anfang Okt. Satzungen kostenfrei. 30

Viel Eier

erzielt man auch im Herbst und sogar im Winter bei der strengsten Kälte durch das jahrelang bewährte und allgemein gelobte Geflügelfutter **Nagut.**

H. Hartmann, Zahntechniker, Verwangen i. B., schreibt:

Ersuche um sofortige Zusendung von 5 kg. Kückenfutter Nagut. Seit 2 Monaten füttere ich mit Ihrem Geflügelfutter Nagut. Es ist ja staunend, wie Ihr Nagut auf den Eierertrag wirkt. Früher haben wir in 10 Tagen von 12 Hühnern 30—40 Eier erhalten und heute erhalten wir 100—110. Gewiß ein gutes Zeugnis Ihres Nagut u. s. w.

Reform Hundekuchen

ist billig in der Fütterung und erhält die Hunde gesund und leistungsfähig.

Verkauf und Anleitung durch: **Wilh. Beckmann, Wilh. Glittenberg, Getreidehandlung, Hattingen; Consumanstalt Henrichshütte.**

Rosfläsje

mit Brut vernichtet radikal
Rademachers Goldgeist. Patentamtl. geschützt. Nr. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt d. Kopfhaut von Schuppen, befördert d. Haarwuchs, verhütt. Ausfall v. Parasiten. Wichtig für Schulkinder. Tausende v. Anerkennungen. Flasche 50 Pf. In Drogerien und Apotheken.

Von der Reise zurück.

Dr. Martens,

Spezialarzt für Hals-, Nasen- u. Ohrenleiden,

Bochum, Alleestr. 21.



Bauschule Rastede (Oldbg.)
Meister- u. Polierkurse. Vollständ. Ausbildung i. 5 Mon.
82) Ausführl. Progr. frei.

?

DIE GROSSE NACHFRAGE

ist der beste Beweis für die Vorzüglichkeit der Vaillant's Wand-Gas-Badeöfen „GEYSER" von Joh. Vaillant G.m.b.H. Remscheid

Gasbadeöfen u. automatische Heisswasserapparate. Katalog kostenlos. Verkauf nur d. Installat.



Vaillant's Versand-Kontor Essen a. d. Ruhr, Dreilindenstr. 84 a, Tel. 3535, zeigt Gas-Badeöfen und automatische Heisswasserapparate im Betrieb, die allen Interessenten bereitwilligst vorgeführt werden. 4341

Überzeugen Sie sich, daß die **Deutschland-Fahrräder** in der Qualität die besten, dabei im Preise außerordentlich billig sind. Verlangen Sie gef. kostenfrei Illustr. Preisliste über 400 Seiten starke u. 23x15 cm. große Preisliste — derzeitig größte d. Branche — auch über Radfahrer-, Auto- und photogr. Bedarfsartikel, Nähmaschinen, Waffen, Uhren, Musik- und Goldwaren etc. von **August Stukenbrok, Einbeck 15** Grösstes Fahrradhaus Deutschlands.



Zweites Blatt zu Nr. 34.

+ Vom gefährlichsten Beruf auf Erden,

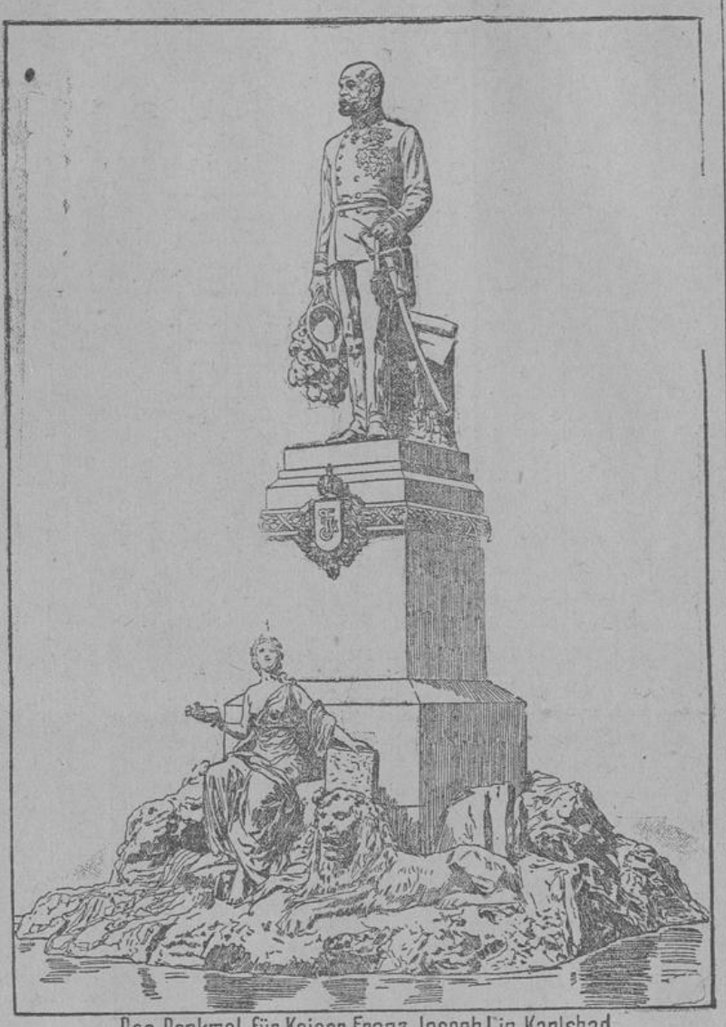
von dem Leben und ewigen Ringen der Bergführer gegen die majestätische Gewalt des Hochgebirges und seiner tückischen Launen, erzählt der bekannte englische Alpinist Georges D. Abraham in einem fesselnden Aufsatz interessante Einzelheiten, die gerade jetzt in den Tagen der Hochtouristik besondere Aufmerksamkeit beanspruchen mögen. Georges Abraham, der im Laufe seines reichen Touristenlebens fast alle gefährlichen Gletscher und Berge der Schweiz bestiegen hat, vom Mon Blanc bis zum Matterhorn, hat mehr als einmal Augenblicke erlebt, in denen die ganze Expedition ohne die Kaltblütigkeit und die Todesverachtung der Führer rettungslos einem schaurigen Tode anheimgefallen wäre. So erzählt er von einem Abstieg vom Mont Blanc, wo der berühmteste lebende Bergführer, der Nestor seines Berufes, der alte Melchior Anderegg, durch seinen phänomenalen Ortssinn inmitten von Nebel und Schneegestöber seine Schutzbefohlenen vor dem sicheren Absturz bewahrte, als ein voranschreitender jüngerer Führer in der Finsternis die Orientierung verloren hatte und im Begriffe stand, ahnungslos eine dünne Schneedecke zu betreten, die einen furchtbaren Abgrund maskierte. Nerven und Stahl, nie versagende Muskeln, ein durch nichts zu brechender Wille, der auch beim unmittelbaren Anblick des Todes nicht eine Sekunde schwankt, das sind die Eigenschaften, die allein jene wetterharten Helden des Hochgebirges befähigen, Jahr für Jahr ihren gefahrvollen Beruf zu erfüllen und fast Woche für Woche ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Und dazu kommt noch eines: der fast untrügerische wunderbare Instinkt dieser Kinder der Berge, der Ortssinn, der den Führer auch in Nebel und Finsternis noch die Fähigkeit gibt, in wilder Einöde das inne zu halten, was man sehr kühn den „Weg" nennt. Es wird den Laien überraschen, daß die Bergführer weder eine Karte zu lesen wissen, noch mit einem Kompaß umgehen können, ihr Ortssinn ist ihr Kompaß und ihre Karte, und furchtlos vertrauen die unerschrockenen Männer diesem durch zahllose Erfahrungen verfeinerten Instinkte ihr Dasein an. Aber wie umsichtig ein Führer auch sein mag, wie weit Abenteuer und Erfahrungen seine Vorsicht auch verstärkten, immer muß der Bergführer eine unbekannte Größe in seine Berechnung setzen, das rätselhafte Spiel des Zufalls, das bald grimmiges Verderben aussät, bald im letzten Augenblicke noch fast wunderbare Rettung schenkt. Abraham hat das selbst bei einer Besteigung des Matterhorns erfahren müssen und jenes kurze nervenanspannende Erlebnis gibt auch eine Vorstellung von der Unerschrockenheit und dem nie versiegenden Mute, die ein echter Bergführer in den schlimmsten Augenblicken mit dem Wesen trockener Selbstverständlichkeit zu entwickeln vermag. Es war fast vor Beginn der Kletterssaison und der alte Riese von Zermatt schien in schlechtester Laune zu sein. Eine spröde Eiskruste umhüllte das Massiv und schon in den ersten Stunden des Aufstieges wehte ein stürmischer Wind, der sich bald zum rasenden sinnverwirrendem Orkan steigerte. „Das Schlimmste begann, als wir endlich die oberen Felsen erreicht hatten. Nur unser gegenseitiges Vertrauen und unsere genaue Kenntnis von dem hier angebrachten Kabel konnte ein weiteres Vordringen rechtfertigen. Meine Begleiter waren die berühmten Brüder Josef und Adolf Schaller aus Zermatt. Hier, an der freien Felswand, packte uns der heulende Nordwind mit seiner ganzen Gewalt. Mit wüstem Brausen stürmte er aus den Tiefen des Abgrundes, die viertausend Fuß hohe steile Wand empor, an die wir uns festgeklammert hatten. Jeder Schritt vorwärts war ein verzweifelter Kampf. Dichte Schneewolken und Massen spröden Eises wurden von der Nordwand losgerissen und hinter uns her an den Klippen hinaufgetrieben, weit über uns hinaus bis zu den unsichtbaren Gipfeln. Das Brausen und die ungestüme Gewalt des Orkans überwältigten alles, nur nicht den Willen und den Mut meiner Gefährten, Zurufe waren nutzlos, der lauteste Schrei aus kräftigsten Lungen mußte in diesem Geheul ungehört verhallen. Jeder Grat, jede Kante, war vom Schnee maskirt; die krampfhaft geballte Faust an vereisten Kabel war unsere einzige Stütze. Während einer kleinen Pause in dem Wüten der Elemente war der erste Führer einige Fuß emporgeklettert, als wir ihn plötzlich den Halt verlieren sahen. Das am Felsen angebrachte Kabel hatte unerwartet dem Gewichte nachgegeben. Der zweite Führer stand neben mir auf einer schmalen Kante und es schien, daß uns nichts mehr zu retten vermöchte. Alles dauerte nur Sekunden, mit entsetzlicher Geschwindigkeit sahen wir den Gefährten von oben herniedersausen. Unwillkürlich, in letzter Verzweiflung klammerten wir uns Schulter an Schulter an die Eisklippe und diesmal kam uns die Vorsehung noch zu Hilfe. Im selben Augenblick kam ein Krach und es wurde mir dunkel vor den Augen. Doch das währte nur eine Sekunde. Ein heftiger Schmerz an den Lippen ließ mich fühlen, daß ich noch ein Leben zu verlieren hatte. Durch einen Zufall waren wir gerettet. Das um meine Brust geschnürte Seil hatte sich um einen kleinen Felsvorsprung gelegt. Einen Augenblick hingen wir buchstäblich frei in der Luft: nur das brüchige ärmliche Kabel des Alpenvereins trennte uns von dieser und der jenseitigen Welt. Doch die Rettung geschah schnell und sicher. Mit einem ironischen Kopfnicken deutete Josef Schaller auf den graufigen schneestarrenden Abgrund unter uns; dann, mit einem Grauen der Befriedigung, begann er kurz entschlossen an der überhängenden Felswand hinaufzuklettern. Der Geist des Kampfes war erwacht, das Matterhorn hatte uns seine Krallen gezeigt: wir wollten, wir mußten siegen. Das Seil hing immer noch über dem rettenden kleinen Felsvorsprung und zwei von uns stemmten sich aufwärts. Das feste ständige Kabel kam nicht mehr in Betracht: der Sturm hatte es ergriffen und wirbelte es pfeifend durch die Luft. Immer höher türmten sich die Schwierigkeiten auf. An einem Punkte versagte der Halt der Hand und des Fußes und der schwere Führer stand auf meinen Schultern und dann auf meinem Schädel. Wehe dem Mann, der eine empfindliche Hirnschale hat; nagelbeschlagene Bergschuhe auf der Kopfhaut sind unangenehme Dinge und verlangen besonderes Verständnis. Doch mein Schädel hielt es aus, Josef erreichte den Rand des Felsens, schwang sich hinauf und eine halbe Stunde später war der Gipfel errungen. Zwei Tage später stieg eine Expedition von Führern auf, um an der gefährlichen Stelle ein neues sicheres Kabel zu befestigen. Als sie nach zwei Tagen zurückkehrte, klang unten am Schwarzsee das Geläut der Kirchenglocken durch die Lüfte und brach sich an den Bergwänden. Man feierte eine seltsame Zeremonie, inmitten der sonnengebräunten Söhne der Berge stand ein hoher kirchlicher Würdenträger. Man beging die jährliche Weihe der Seile. Zwei Tage früher hätte uns das Reißen eines solchen Seiles um ein Haar das Leben gekostet".

Das Kaiser Franz Josef-Denkmal in Karlsbad, das Mitte August feierlich enthüllt werden soll, verdankt sein Entstehen einer Anregung deutscher Kurgäste in Karlsbad zur bleibenden Erinnerung an den 80. Geburtstag des ehrwürdigen Nestors unter den deutschen Monarchen. Das Ehrenpräsidium des deutschen Komitees hat die Prinzessin Werra von Württemberg übernommen und an der Spitze des Komitees stehen die Geheimräte Staatsminister Dr. von Studt, Freiherr von Manteufel, Staatsminister von Hentig, Geheimer Kommerzienrat Dannenbaum und andere angesehene Persönlichkeiten.

Die Ausführung des Denkmals ist dem Bildhauer Professor Eugen Boermel in Berlin-Grunewald übertragen worden, der im Vorjahre gleichfalls in Karlsbad zur Kur weilte. Der von Professor Boermel in Karlsbad gezeichnete Denkmalsentwurf wurde von Kaiser Franz Josef in Ischl genehmigt und der Kaiser gewährte dem Künstler im Herbst eine einstündige Modellsitzung in der Wiener Hofburg. Die Stadt Karlsbad erklärte sich sofort bereit, den Denkmalsplatz kostenlos zur Verfügung zu stellen. Am Bethovenpark, einem der schönsten Plätze des weltberühmten Kurortes, wird sich das Kaiser Franz Josef-Denkmal erheben, späteren Geschlechtern als Wahrzeichen für die innige Verehrung des deutschen Volkes, für den Freund und Verbündeten des Hauses Hohenzollern.

Aus einer Gruppierung von Felsstücken erhebt sich gleichsam aus den Felsen herauswachsend ein hoher Granitsockel in einfachsten Architekturformen, auf welchem das 3,50 Meter hohe Kaiserstandbild steht. Der Kaiser ist in großer Generalsuniform und in einfach schlichter Haltung dargestellt. Um das obere Deckstück des Sockels läuft ringsum ein in Kupfer getriebener Lorbeerfries, der an der Vorderseite des Denkmals durch eine Wappencartuche, durch einen österreichischen Adler und die Kaiserkrone abgeschlossen wird. Darunter auf einem Felsblock sitzt die „Sprudelfee", eine weibliche Figur, den Genius der Karlsbader Thermen vorstellend. Zu Füßen des Denkmals hält der Habsburger Löwe treue Wacht.

Das in Bronze gegossene Denkmal ist von der Gießerei-Aktiengesellschaft, vorm. Gladenbeck in Friedrichshagen vorzüglich ausgeführt worden. Der Schöpfer des Denkmals, Professor Boermel, hat sich durch seine bisherigen Denkmäler, unter denen besonders Kaiser Sigismund in der Berliner Siegesallee und das Reiterstandbild Kaiser Wilhelms 1. in Danzig hervorgehoben werden sollen, in weiten Kreisen den Ruf eines bedeutenden Künstlers erworben und wird auch zweifelsohne durch sein neuestes Werk dazu beitragen, den Ruf der deutschen Kunst im Auslande zu erhöhen.



Das Denkmal für Kaiser Franz Joseph I. in Karlsbad von Prof. Eugen Boermel, Grunewald-Berlin 1911.

---

* Bei den Rifpiraten in Marokko.

So reiche Kunde uns auch in den letzten Jahren über den ewigen Zankapfel der europäischen Politik, über Marokko, beschert worden ist, so war doch bisher ein Gebiet noch fast völlig unbekannt, der Rif, jener wildromantische Höhenzug an der Nordküste, die Heimat der berüchtigten Rifpiraten, die erst 1909 wieder die spanischen Truppen ihre Kühnheit und Tapferkeit spüren ließen. In einem der Rifpiraten und ihrer Heimat gewidmeten Werke bringt nun Otto C. Artbauer „Die erste Kunde aus der verschlossenen Welt". Er hat sich 15 Monate im Rif aufgehalten, in jenem Gebiet, das sich von den Mauern Tetuans bis zum Osthang des Dschebbel Uark, an den Rand der Ebene von Kebdana erstreckt und auch das Hinterland der Küste, des eigentlichen „Rif" umfaßt; er ist mit diesen blondhaarigen, blauäugigen Afrikanern, in denen man Nachkommen alter, einst hierher verschlagener germanischer Völker vermutet, in enge Berührung gekommen und berichtet

---

Die Rache des Abstinenten.

Humoreske von Friedrich Thieme.

(Nachdruck verboten.)

„Die Umgekehrten" nannten wir sie nur, oder auch den kleinen Lange und den langen Klein, denn Erich Lange war klein und untersetzt, und Gustav Klein war lang und schmächtig. Beide bildeten jedoch nicht nur in ihren Namen und Gestalten direkte Gegensätze, sondern auch in ihren Anschauungen und Charakteren. Dumm konnte man sie beide nicht nennen, aber der kleine Lange war ein urfideles Haus und neigte von Kindheit an „zum Ausleben", während der lange Klein ein gut Teil Pedanterie und Neigung zu strenger Selbsterziehung besaß. So kam es, daß ersterer als äußerst gemütlicher Burschenschafter aus der Pennalraupe hervorging, während sich letzterer schon in der Prima modernen Reformideen zuwandte und mit einigen Kameraden den die strengste Enthaltsamkeit von Alkohol und Tabak vorschreibenden Verein „Selterswasser" ins Leben rief. Trotzdem blieben beide stets die besten Freunde, wenn auch ihr Verkehr sich in gegenseitigen Neckereien und Aufziehereien gefiel, die sie sich aber seltsamerweise niemals übelnahmen.

Der kleine Lange studierte in Jena, wo er nach dem alten Studentenliede so bene wie möglich lebte und wo ihn vorigen Sommer der lange Klein, der seine Studien in Leipzig betrieb, einige Wochen besuchte. Erich begrüßte ihn am Bahnhof, und die alten Freunde und Gegner umarmten sich stürmisch. Dann bemerkte Gustav: „Verwünschte Hitze heut — bin halb verdurstet unterwegs — bring mich erst mal an einen Ort, wo man was Anständiges zu trinken bekommt."

„Freut mich," erwiderte lustig der andere, „daß du endlich vernünftig geworden bist! Komm mit auf unsere Kneipe, da kannst du deinen Durst auf die angenehmste Weise loswerden."

„Du mißverstehst mich," versetzte der lange Klein. „Mit was Anständigem meine ich natürlich was Alkoholfreies."

„Oho — also immer noch der alte? Doch komm nur mit, unser Kneipwart besorgt dir gern aus einem Nachbarrestaurant einige Flaschen alkoholfreies Kulmbacher. Und das ist wirklich ausgezeichnet — hab's auch schon versucht. Doch nun komm, altes Haus!"

Als sie in die Kneipe traten, ließ Erich den Freund höflich vorangehen und benutzte die so erhaltene Gelegenheit, dem in der Tür stehenden Kneipwart heimlich etwas zuzuflüstern. Dann stellte er den Freund offiziell vor und bemerkte im Anschluß: „Gasthof, du bist so gut und besorgst meinem Gast ein paar Flaschen von dem alkoholfreien Kulmbacher hier daneben, denn er ist Abstinent."

Die anwesenden Kommilitonen erhoben bei diesen Worten ein höhnisches Gebrüll. „Silentium!" donnerte aber der kleine Lange, „jeder hat das Recht nach seiner Façon selig zu werden."

„Das Bier schmeckt wirklich vorzüglich," nickte der lange Klein befriedigt, nachdem er gekostet. „Ausgezeichnet imitiert."

Erich kostete ebenfalls und bemerkte: „Man schmeckt fast keinen Unterschied!"

Der lange Klein blickte ihn überlegen an. „O, doch, einen ganz bedeutenden — glaube mir, ein Kenner wie ich, würde einen einzigen Tropfen Alkohol in einer Gießkanne voll Wasser schmecken!"

„Alle Achtung!" rief der kleine Lange. „Ja ja, die Zunge wird fein durch Uebung." So scherzte man weiter, und der Besucher ließ sich das alkoholfreie Kulmbacher trefflich munden. Der ersten Flasche folgte die zweite und dritte.

„Das ist eben das schöne bei unseren Stoffen," sagte der lange Klein schmunzelnd, „daß man sich bezüglich der Quantität keine Schranken aufzuerlegen braucht. Seid klug und bekehrt Euch!" Davon wollten freilich die andern nichts wissen. Gustav wurde immer aufgeräumter und wandte sich scharf gegen die törichte Behauptung, daß ohne Alkohol keine Fröhlichkeit zu erzielen sei. „Seht mich als Beispiel für das Gegenteil," meinte er und ließ sich die fünfte Flasche geben — nach dieser schlief er ein, und als der kleine Lange ihn nach seinem Hotel begleitete, schwankte er wie eine Fichte im Sturme. Am andern Morgen erwachte er mit bärenmäßigen Kopfschmerzen. An seinem Bette stand der Freund mit seinen Kommilitonen, und als der Erwachte stöhnend nach seinem bleischweren Kopfe faßte, da schmetterte eine donnernde Lache durch den Raum.

„Ja, ja, man kann auch nach einer Façon selig werden," spottete Erich. „Das aber hätte nie gedacht, daß man von alkoholfreiem Bier auch einen gerechten Kater bekommen kann!"

„Halunke!" schrie der lange Klein erbost, „das hast du mir eingebrockt! Wart', das will ich dir anstreichen!" Weiter sagte er kein Wort, und auch von einem Groll zwischen den Freunden war nichts zu bemerken. — — — — — — —

Ein paar Wochen später kam der lange Klein wieder zu einem Sonntagsbesuch von Leipzig herüber. Er fand Erich nicht daheim; er sei, hieß es, eben mit seinen Kommilitonen zu einem Ueberland-Ausfluge aufgebrochen, werde aber vielleicht noch in der Verbindungskneipe zu treffen sein. Dort nachfragend, vernahm er indessen, daß die Herren sich nach dem Keller begeben hätten, um ein für die Partie bestimmtes Fäßchen zu verladen, Gustav fand sie aber nicht mehr vor. Nur das Faktotum, der hochblonde Christian war noch da und eifrig beschäftigt, ein stattliches Fäßchen aus der im Keller befindlichen Wasserleitung kräftig zu besprengen.

„Was machst du denn da, Christian?"

„'s ist wegen der Hitze, Herr Doktor. Daß das Bier nicht zu warm und das Faß nicht zu trocken wird."

„Ist das Bier?"

„Versteht sich — echtes Pilsener —"

„Das Faß ist groß genug — da werden sie nicht Durst leiden!"

„Nee — ist aber auch nötig. Der Picknickplatz liegt ganz einsam in der Wöllmisse — die Herren haben über drei Stunden zu marschieren — und dabei die Hitze heut —"

„Wer schafft denn das Faß hin?"

„Ich fahr's auf einem Handwagen hin. Ich fahre einen kürzeren Weg und komme noch vor den Herrschaften dort an."

„Armer Kerl — das ist ja die reine Tierquälerei bei der Hitze. Gab's denn an Ort und Stelle nichts?"

„Bewahre, sind fast drei Stunden bis zum nächsten Dorf."

Der lange Klein wollte sich entfernen, aber er kehrte plötzlich wieder um und blickte gedankenvoll auf das Faß, auf Christian, die herumstehenden vollen und leeren Fässer.

„Zu dumm," bemerkte er dann. „Ich will nun wieder wegfahren und habe mir bereits bei Langes Wirtin Mittagessen bestellt. Du könntest mir den Gefallen tun, Christian, und mal zu ihr hinlaufen und es abbestellen."

Christian zuckte bedenklich die Achseln. Da zog der lange Klein ein Markstück aus dem Portemonnaie und ließ es verlockend in der Morgensonne funkeln. „'s ist ja nicht allzu weit, und das Faß wird inzwischen nicht fortlaufen."

Die Mark überzeugte Christian von der Richtigkeit dieser Argumente. „Na ja," meinte er, „ich halte mich dann etwas mehr dazu." Und bereitwillig trappte er mit Geld und Botschaft ab.

Es war ein schwüler, glühender Augusttag, und der Weg größtenteils ziemlich sonnig. Erich und seine Gefährten stöhnten und ächzten daher nicht wenig und langten um die Mittagszeit total erschöpft und verdurstet auf dem erwählten Lagerplatze an. Jedem klebte die Zunge am Gaumen — aber kein Christian war zu sehen, und erst nach einer reichlichen halben Stunde kam der Ersehnte todmatt und in Schweiß gebadet mit seiner heißbegehrten Last in Sicht. Der Durst hielt alle Vorwürfe über seine Bummelei zurück, so wütend man ihm auch vorher geflucht und so schreckliche Rache man ihm angedroht hatte — wie eine hungrige Meute über ein Wild stürzten sich die ausgebrannten Musensöhne auf das Faß, das im Handumdrehen angezapft war. „Donnerlüttchen, das Pilsener ist aber hell!" rief Christian betroffen, als er das erste Glas herausließ. Und schäumt gar nicht!"

„Je heller in der Farbe, desto vorzüglicher der Stoff," rief der kleine Lange und eilte, das Glas an die Lippen zu führen. Im selben Augenblicke schleuderte er dieses jedoch samt Inhalt

nun aus genauer Sachkenntnis von diesem kriegskundigsten und unruhigsten Volk Marokkos, ja des ganzen mohamedanischen Afrika. Die Blutrache steht bei den Rifleuten noch in hoher Blüte. Als einst ein Streifschuß den Verfasser auf einer seiner Reisen traf, meinte ein mit ihm reitender Freund aus dem Rif, leicht hätte ihn das Bleistückchen auch töten können, und dann — „dann muß von Deinen Brüdern einer kommen und Dich rächen, inscha allah!" So selbstverständlich ist dem Bewohner des Rif der Gedanke der Rache. Häufig kann man sehen, daß Mütter, deren Sohn oder Gatte gewaltsamen Todes starb, ihre halbwüchsigen Söhne als feige verachten und nie freundliche Worte zu ihnen sprechen, bis zu dem Tage, da der Junge mit andächtigem „bisnillahi", des Vaters oder Bruders Gewehr ergreift und wortlos verschwindet, um die Blutschuld abzutragen. Während die Mutter bisher klagte, daß „Gott ihr einen Sohn versagt" habe, preist sie von diesem Tage an Allahs Güte und behauptet: „Heute erst ist der Knabe geboren". Sobald der Knabe mannbar wird, erhält er vom Vater oder von Verwandten eine Flinte, die der stete Begleiter jedes Mannes ist. Der Tag wird feierlich begangen, und der Jüngling wird in alle schwebenden Fälle von Blutrache eingeweiht, zu deren Vollbringung er nunmehr ebenso verpflichtet ist, wie andere Erwachsene seiner Sippe. Seine ganze Sehnsucht ist nun darauf gerichtet, seinen Schießprügel, der ein veralteter Hinterlader ist, gegen ein gutes modernes Gewehr umzutauschen, sei es durch Kauf, durch Raub oder durch Arbeit. Denn das Gewehr macht im Rif erst den Mann. Um gute Hinterlader zu erhalten, begraben die Rifleute sogar die Blutrache. Für einen Mord werden zwei moderne Mauserflinten mit zugehöriger Munition, d. h. mit mindestens hundert Stück Patronen zu jedem Gewehr, gezahlt. Für „Mausir" läßt der Rifi sogar seine Tochter als Gattin in das Haus der tiefverachteten Städtebewohner ziehen. Die Mausergewehre und Karabiner kommen durchweg aus Spanien, wo ein eifriger Waffenschmuggel nach den Gestaden des Rif betrieben wird. Zur Nachtzeit konnte man Jahre hindurch hart an der Rifküste spanische Fischerboote sehen, die sonderbare „Fische" ausluden. Wurden sie von dem einzigen marokkanischen Kriegsfahrzeug ertappt, so beschwerte sich die Madrider Regierung wegen Belästigung „harmloser" Fischer und erklärte, die 500 oder 600 Gewehre, die gefunden worden waren, dienten zur Verteidigung der Besatzung von 5—6 Mann. Wie sehr sich Spanien damit ins eigene Fleisch schnitt, sollte es erkennen, als vor Melilla die „Mausir" der Rifleute ganze Reihen der spanischen Soldaten niederstreckten. Der Rifmann ist ein ausgezeichneter Schütze. „Ich sah einen Rifi," erzählt Artbauer, „der auf 40 Schritt Entfernung das Ei zerschmetterte, welches sein Bruder zwischen den Fußknöcheln hielt. Und er dürfte nur ein Durchschnittsschütze gewesen sein." Ein anderer zeigte, wie man es mache, „ein Geschöpf Gottes zu treffen, ohne es zu verletzen," indem er einem ruhig in einiger Entfernung sitzenden Knaben eine Kugel so dicht über dem Kopf hinschickte, daß sie die Haare streifte, worauf der unversehrte Junge unwillkürlich nach dem Kopf griff. Von der Tapferkeit der Rifleute gibt das Verhalten einer rifischen Pilgerkarawane eine Vorstellung, die auf dem Wege nach Mekka von den wüsten Räubern angehalten wurde und Tribut zahlen sollte. Zur Antwort wickelte einer der Rifmänner in ein Stück seines rauhen Mantels Patronen und gab sie den tributfordernden Abgesandten mit den Worten: „Sagt euren Brüdern, daß keine Goldstücke in unseren Bergen wachsen, aber Männer, die noch nie einem Herrn zinsbar waren und solches zu versenden wissen. Wollt ihr davon — so kommt und holt euch!" So redete er zu Leuten, die das Jahr darauf die große Pilgerkarawane mit einem ganzen Regiment und mehreren Geschützen Bedeckung überfielen und plünderten. Mit ihren langen gebogenen Messern, den Sikkin, haben die Rifmänner sogar die Spanier aus ihren Verschanzungen herausgeworfen, was wohl nie vorher einem Naturvolk disziplinierten Soldaten gegenüber gelungen ist. Interessant ist das Ansehen, dessen sich die Deutschen bei diesen wilden Söhnen des Atlas erfreuen. Einmal wurde Artbauer von einem kampflustigen Stamm aufgehalten und seiner Habseligkeiten beraubt. Aber seine Pferde ließen sie ihm mit der Begründung, daß er ein Deutscher sei. Ein andermal kam er im Hafen von Fenon in Geldverlegenheit. Sogleich erklärten sich einige Rifier, die ihn garnicht kannten, bereit, ihm Geld zu borgen, und brachten ihm zwei schwere Beutel mit spanischen Kupferstücken. „Und die Leute vertrauten mir die Summe an gegen ein einfaches Papier, das sie selbst nicht lesen konnten, das ich mit beliebigem Text hätte bekritzeln können, gegen die bloße Kenntnis meiner Nationalität. Er ist deutsch, also ist er gut! Das war ihr Gedankengang, den freilich wenig Europäer begreifen mögen. Ebensowenig kann man sich vorstellen, was ich damals dachte, als ich in einsamer stiller Bucht an der Rifküste in deutscher und arabischer Schrift einen Schuldschein ausstellte, zahlbar bei Sicht an den Uriachsi, der das Papier überbringe! Und der Vorfall möge zugleich einen Beleg geben für die Beliebtheit und Achtung, deren sich das Wörtchen deutsch in Marokko erfreut.

Der englische Eisenbahnerstreik beigelegt.

Samstag nacht ist es gelungen, eine Einigung zwischen den ausständigen Eisenbahnern und den Gesellschaften durch Vermittelung der Regierung zu erzielen.

Der Vergleich

zwischen den Eisenbahnern und den Eisenbahngesellschaften enthält folgende Bestimmungen:

1. Der Streik ist sofort zu beenden. Die Arbeiterführer sollen sich nach besten Kräften bemühen, die Leute zur unverzüglichen Wiederaufnahme der Arbeit zu veranlassen.

2. Alle Arbeiter, die durch Streik oder Aussperrung in den gegenwärtigen Streik verwickelt sind und sich innerhalb einer angemessenen Zeit wieder zur Arbeit melden, sollen von den Gesellschaften so bald als möglich wieder eingestellt werden. Niemand soll wegen Kontraktbruches gerichtlich belangt oder sonstwie bestraft werden.

Art. 3 enthält Einzelheiten über die Einberufung von Einigungsämtern, die über die streitigen Fragen beraten sollen.

4. Es sollen sofort Schritte unternommen werden, um die Fragen zu regeln, die zwischen den Gesellschaften und denjenigen Kategorien der Angestellten schweben, die in das Vergleichsabkommen von 1907 nicht einbegriffen waren, und zwar sollen diese Fragen durch eine Konferenz zwischen Vertretern der Gesellschaften und Vertretern ihrer Angestellten bei Berichterstattung durch eine besondere Untersuchungskommission geregelt werden.

5. Beide Parteien leisten dieser Kommission jeden Beistand.

6. Jede Frage, die wegen der Auslegung dieses Vergleichs auftauchen könnte, soll dem Handelsamt vorgelegt werden.

Die Regierung macht den Vorschlag, daß eine Kommission eingesetzt werden soll, die die Wirkung des Einigungs- und Schiedsgerichtsabkommens für die Eisenbahnen prüfen und darüber Bericht erstatten soll, welche Aenderungen gegebenenfalls wünschenswert sind. Die Kommission soll aus fünf Mitgliedern bestehen, nämlich aus Vertretern der Arbeitgeber und Arbeitnehmer in gleicher Anzahl mit einem unparteiischen Obmann, und während der nächsten Woche zusammentreten. Sie soll ihre Arbeiten so schnell als möglich erledigen. Beide Parteien haben die Versicherung gegeben, daß sie die Beschlüsse der Kommission annehmen wollen. Die Regierung sicherte ferner den Eisenbahngesellschaften zu, daß sie in der nächsten Session dem Parlament ein Gesetz vorlegen wird, durch das wegen der Steigerung der Arbeitskosten, hervorgerufen durch die gegenwärtige Aufbesserung der Lage des Arbeiterpersonals, eine angemessene Erhöhung der Tarife für gerechtfertigt erklärt werden soll.

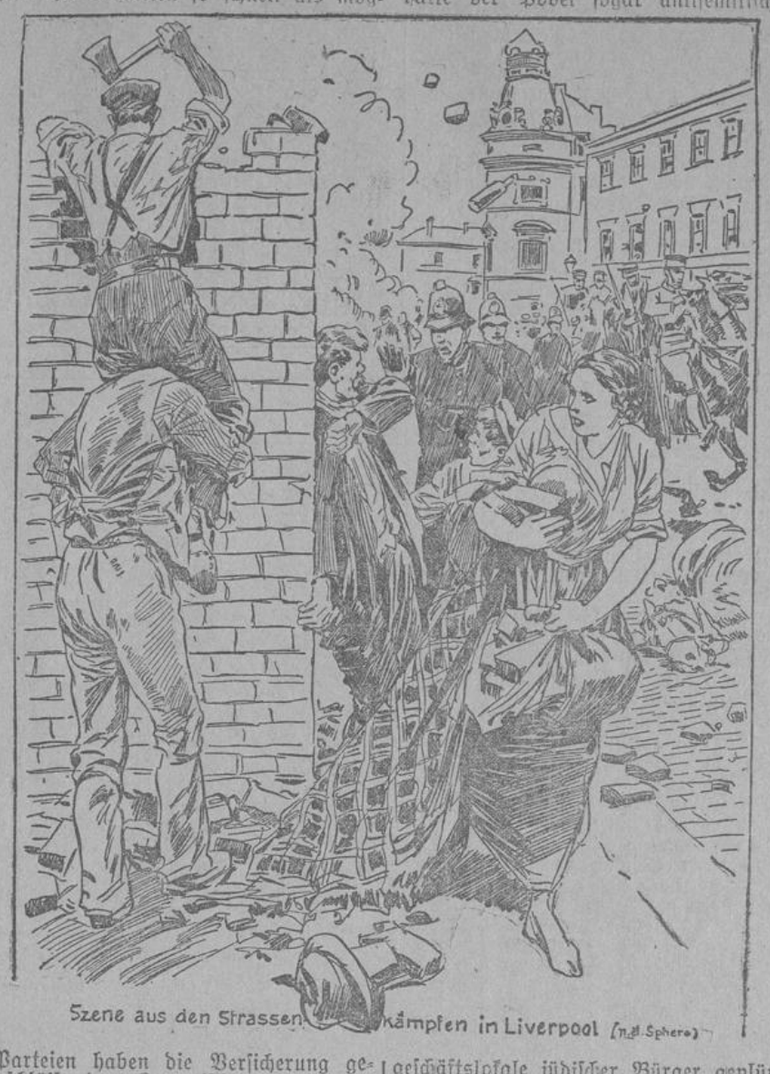
* * *

Das Kriegsministerium ordnete an, daß die Truppen sobald als angängig in ihre Bezirke zurückgesandt werden sollen. Das Ministerium des Innern erläßt eine Bekanntmachung, in der mitgeteilt wird, daß überall Ruhe herrscht. — In Llanelly nehmen die Ausständigen die Arbeit wieder auf.

Der König beglückwünschte in einem Telegramm an den Premierminister die Regierung zu der glücklichen Beilegung des Eisenbahner-Ausstandes.

Neue Streikgefahr.

Zwischen der Arbeitern und Eisenbahngesellschaften sind abermals so viele Differenzen entstanden, daß ein neuer Ausbruch des Generalstreiks befürchtet wird. Die Streikleitung gibt jetzt, damit auch der Humor in der ernster Lage nicht fehle, bekannt, daß der plötzliche Schluß des Generalstreiks eigentlich ein Versehen sei, aus Liverpool sei nämlich ein Telegramm der Streikenden gekommen, daß alles bewilligt und daß somit Frieden zu machen sei, eben dies Telegramm, das die plötzliche Beendigung des Streiks herbeiführte, sei aber gefälscht gewesen! In Liverpool kamen neue Ausschreitungen Streikender vor, die Lage in der Stadt, deren gesamtes geschäftliches Leben stockt, ist äußerst kritisch. — Die Unsauberkeit in den Straßen Liverpools, die seit etwa 14 Tagen nicht mehr gefegt worden sind, spottet jeder Beschreifen, und ganze Wolken von Fliegen schwärmen in der verbung. Aller Unrat wird einfach auf die Straßen geworpesteten Atmosphäre umher. Die Kindersterblichkeit hat einen erschreckenden Umfang angenommen. Die Streikenden versuchten Geschäftsläden zu plündern und wurden dabei mit der Polizei handgemein. Auch in anderen Städten kam es zu Zusammenstößen. In Tretegar, Rhymny und Ettbew Vale hatte der Pöbel sogar antisemitische Hetzen inszeniert und



Szene aus den Strassen-Kämpfen in Liverpool (n. d. Sphere)

geschäftslokale jüdischer Bürger geplündert. Die Polizei war machtlos und Militär war nicht zur Hand. In Darlington überfielen 2000 Streikende einige Frachtkarren, mißhandelten die Fuhrleute und steckten die Karren in Brand. Die Polizei wurde in die Flucht geschlagen. Als Militär erschien, griff es sofort mit dem Bajonett an und zerstreute die Aufrührer. — Die Lehre der letzten großen englischen Streiks ist nach der „Voss. Ztg." in der Feststellung zu erblicken, daß das Wirtschaftsleben eines Staates immer noch unvorherzusehende Ueberraschungen bieten kann. Die englischen Streiks stehen zu der bisherigen ruhigen sozialen Entwicklung Englands in einem überraschenden Gegensatz. Wer das dem Mangel einer Sozialpolitik zuschreiben will, wie wir sie in Deutschland ausgebildet haben, sieht sich der Schwierigkeit gegenüber, daß die Explosion gerade in dem Augenblick zum Ausbruch kommt, wo England ebenfalls zu einer sehr umfassenden staatlichen Arbeiterversicherung übergeht. Erwägungen dieser Art dürfen wohl garnicht in Betracht gekommen sein. Vielmehr hat man es offenbar mit einem ganz elementaren Ausbruch zu tun, für den keinerlei Streikleitung die Verantwortung zu tragen hat; er ist nicht auf irgendeinen Entschluß irgend eines Ausschusses zurückzuführen.

)(Der Negerkrieg in Georgis.

In der amerikanischen Stadt Donaldsonville herrscht seit letzter Woche ein wüstes Schreckensregiment: die Weißen haben sich zusammengetan, um die Ermordung eines gewissen Newberry durch die Hand eines Negergeistlichen furchtbar zu rächen. In großen Trupps durchziehen die weißen Bürger die Umgebung und züchtigen mit Peitsche oder Revolver jeden Schwarzen, dessen man habhaft wird. Die Kirchen und Häuser der Neger werden einfach niedergebrannt. Bis zum Sonntag hatte man 6 Schwarze ermordet und mehr als 100 grausam durchgepeitscht. 5 Negerhotels, 6 Kirchen und 4 Schulen sind in Flammen aufgegangen. Unter den Schwarzen herrscht eine furchtbare Panik, und sie verlassen massenweise das Land. Eine ganze Reihe von Fabriken haben ihren Betrieb einstellen müssen, da ihre schwarzen Arbeiter geflohen sind. Das Volk behauptet, Newberry sei auf Grund des Beschlusses einer geheimen Negergesellschaft ermordet worden, und will nun das Land durch Feuer und Schwert von allen Schwarzen gewaltsam befreien.

Ruhrkanalisierung und Kohlenbergbau.

Die Bedeutung der Ruhr als Wasserstraße für die Beförderung von Industrieerzeugnissen ist mit dem Hinweis darauf, daß der Bergbau sich immer mehr von der Ruhr entferne und seinen Hauptsitz im Emscher- und Lippegebiet habe, vielfach zu gering bewertet worden. Wie wenig berechtigt diese Auffassung indes ist, erhellt allein schon aus der Tatsache, daß in den Bergrevieren Witten, Hattingen, Werden und Oberhausen gegenwärtig 25 größere und kleinere Kohlenzechen betrieben werden, die fast unmittelbar an der Ruhr liegen. Die gesamte Jahresförderung dieser Zechen, welche zur Zeit über 4 Millionen Tonnen Kohlen beträgt, würde zum mindesten um 1 Million gesteigert werden können, wenn die Absatzverhältnisse durch den Wasserversand auf der kanalisierten Ruhr günstiger gestaltet würden. Außer den Zechen gibt es aber auch noch eine größere Anzahl solcher, die zwar nicht unmittelbar an der Ruhr, aber doch in so geringer Entfernung von dieser liegen, daß sie leicht Anschluß an den Ruhrkanal finden könnten. Hierzu kommt nun noch der sehr wichtige Umstand, daß durch Schiffbarmachung der Ruhr die bergbauliche Unternehmungslust in der Nähe der letzteren ganz gewaltig gesteigert werden würde, so daß die zahlreichen und unbenutzten Kohlenfelder, welche zu beiden Seiten der Ruhr von Witten bis Kettwig sich ausdehnen, in Ausbeute genommen werden würden. Diese Erwartung ist um so berechtigter, als die Anlage- und Gewinnungskosten wegen der geringen Teufe, in welcher die Kohlenflöze hier angetroffen werden, bei diesen Zechen sich viel niedriger stellen, wie bei denen im Norden des Bezirks. Hat doch schon der nunmehr gesicherte Bau der neuen Eisenbahnlinie Witten—Schwelm—Barmen neues Interesse für die Kohlenfelder südlich der Ruhr hervorgerufen und zu mehreren Grubenverschmelzungsplänen Veranlassung gegeben. Wieviel mehr würde dies erst der Fall sein, wenn die Ruhr bis Witten wieder schiffbar gemacht würde.

Vom sozialen Felde.

Das Arbeitsgebiet der deutschen Seemannsmission erstreckt sich jetzt auf 200 Häfen; davon sind 55 Hauptstationen. In der Arbeit stehne 20 Seemannspastoren und 56 Hausväter und Diakonen im Hauptamt. In den 31 Seemannsheimen (12 in Deutschland) wohnten im Jahre 1910 über 13 500 Seeleute mit rund 95 000 Schlafnächten. Der Verkehr in den 49 Seemanns-Lesezimmern (16 in Deutschland) überschritt die Zahl von 220 000 Besuchern. An den von der Seemannsmission eingerichteten Gottesdiensten und Andachten — darunter waren eine ganze Anzahl von Schiffsgottesdiensten in Häfen des Auslandes — nahmen über 31 000 Seeleute teil, an den Unterhaltungsabenden rund 30 000. Die Besucher der Heime empfingen und schrieben je etwa 60 000 Postsachen. Durch 10 mit der Seemannsmission in Verbindung stehende gemeinnützige Heuerstellen fanden 5000 Mann eine Stellung. Die Berufsarbeiter machten etwa 11 000 Krankenbesuche in den Hospitälern des In- und Auslandes, dazu über 36 000 Schiffsbesuche. 7000 Seeleute fanden fern von der Heimat zur Weihnachtszeit in den Seemannsheimen einen brennenden Tannenbaum und eine Gabe der Liebe. Die Summe der den Stationen anvertrauten Heuerersparnisse beilef sich in dem einen Jahr auf über eine Million Mark, davon wurden über 400 000 Mark in die Heimat übermittelt, — alles Zahlen, die von der segensreichen Arbeit dieses christlich-nationalen Liebeswerks Zeugnis ablegen. Die Kosten müssen von den beiden deutschen Komitees durch freiwillige Liebesgaben aufgebracht werden.

---

zornig auf den Boden und schüttelte sich wie ein naßgewordener Pudel.

„Brrr — Teufel! Christian — Höllencerberus, was hast du gemacht?"

„Was ist denn? Was gibt's?" rief es von allen Seiten.

„Wasser — 's ist Wasser!" stöhnte Erich entsetzt. „Der Esel hat sich im Faß vergriffen!"

Christian protestierte energisch — da fiel der Blick eines der Studenten auf einen unten am Wagen befestigten kleinen Zettel. Er riß ihn los und las zum Erstaunen aller davon die Wort ab:

„Wasser für Kulmbacher!
Das Bier, ich ließ es in den Abguß laufen,
Nun könnt Ihr Euch an diesem Stoff be—trinken!"

„Das ist die Rache des langen Klein!" rief der kleine Lange. „Wie kommt denn aber der an unser Faß!"

Christian ging jetzt blitzartig die Wahrheit auf. Er erzählte alles und fügte hinzu: „Deshalb schickte er mich fort, und deshalb war Ihre Wirtin so erstaunt, Herr Lange, und sagte, Herr Klein habe ja gar kein Essen bestellt . . . ."

Spartakus
Beilage zur Nummer 216. Berlin, den 8. September 1911
Beilage zur Nummer 216. Gespielt im internationalen Korrespondenzkurnier der Zeitschrift „Ueber Land und Meer".

die Lösung der Verlobung zu veröffentlichen. Aber als ich die teuren Plätze bekam, machte ich mich, eigentlich gegen meinen Willen, auf den Weg zu dir. Nun ist es doch zu spät geworden....“

„Was schadet's!“ rief Helene, nun erst ihren Uebermut wiederfindend, „ich lasse die Karten einrahmen, weil sie mir meinen bösen, geliebten Schatz wiederbrachten. Mit diesen Karten ist Mama übrigens heut' schon hausieren gegangen. Es ist unter Umständen schwerer, Billetts zu verschenken, als solche zu kaufen.“ —

Ein angenehmer Duft von Bratkartoffeln zog herein. Helene eilte hinaus, um ihr Haar ein wenig zu ordnen und dann den Tisch zu decken.

Draußen umarmte sie stürmisch die Mutter. „Es ist alles wieder gut!“ Und triumphierend zeigte sie derselben die Karten. „Da sind sie wieder! Die reinen Rundreisebillets, nicht wahr?“

Humor.

Beweis. Graf: „Joseph, Sie bürsten aber wirklich in der letzten Zeit meine Sachen außerordentlich schlecht aus. Ich muß doch bitten, daß Sie sich mehr Mühe geben!“

Diener: „Aber, Herr Graf, ich —“

Graf: „Widersprechen Sie nicht. Hier ist der sicherste Beweis: diese Mark steckt schon seit acht Tagen in meiner Westentasche!“

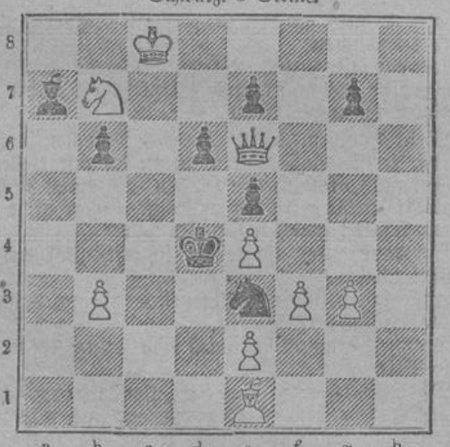
Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 213.

Von E. Pradignat in Saujon.
(Aus M. Taubenhaus, Paris, »Traité du Jeu des Échecs.)

Schwarz: 8 Steine.



Weiß: 9 Steine.

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

1. Sb7—d8! Kd4—c3 2. De6—d7 b6—b5 oder ~
2. Dd7×a7, Sd8—e6†.
1. . . . . b6—b5 2. De6—h6! g7×h6, Kd4—c3
2. Sd8—e6, Db6×e3†.
1. . . . . g7—g6 2. De6×e5+! Kd4×e5, d6×e5
2. Le1×c3, Sd8—e6†.
1. . . . . d6—d5 2. De6×h6+! La7×b6 3. Sd8—e6†.
1. . . . . Se8 ~ 2. De6(×)d5+ Kd4—e3 3. Dd5—d3†.

Partie Nr. 216.

Gespielt im internationalen Korrespondenzturnier der Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ von Anfang Mai 1908 bis Anfang Dezember 1910.

Abgelehntes Damengambit.

Weiß: Joh. Folmer, Amsterdam.
Schwarz: Dr. Th. Wankin, Lösern bei Alt-Pebalg, Livland.

Weiß:	Schwarz:
1. d2—d4	d7—d5
2. c2—c4	e7—e6
3. Sb1—c3	c7—c5
4. Sg1—f3	Sg8—f6
5. Lc1—g5	Lf8—e7
6. e2—e3	Sf6—e4
7. Lg5×e7	Dd8×e7
8. Ta1—c1	Se4×c3
9. Tc1×c3	c5×d4
10. Dd1×d4	0—0
11. c4×d5	

Der Bauerngewinn ist nur vorübergehend.

11.	Tf8—d8
12. d5—d6	De7—f8
13. Lf1—d3	Sb8—c6
14. Dd4—h4	h7—h6
15. 0—0	Td8×d6

Die Spiele sind nun wieder ausgeglichen.

16. Ld3—b1	Lc8—d7
17. h2—h3	Df8—d8
18. Dh4—f4	

Weiß hatte keinen rechten Grund, dem Damentausch aus dem Wege zu gehen.

18.	Ld7—e8
19. g2—g4	

Eine bedenkliche Schwächung des Königsflügels.

19.	Td6—d1
20. Tc3—c1	Td1×f1+
21. Tc1×f1	Ta8—c8
22. Df4—e4	Dd8—f6
23. Sf3—e1	

Auf 23. b2—b3 kann Schwarz den Angriff mit Sc6—e7 24. Sf3—e5 Le8—b5 25. Lb1—d3 Lb5×d3 26. Se5×d3 Se7—d5 fortsetzen. Aber das Bauernopfer ist doch nicht korrekt.

23.	Df6×b2
24. Se1—d3	Db2—f6
25. f2—f4	Df6—h4
26. Kg1—h2	Tc8—d8
27. f4—f5	

Eine weitere Schwächung des Königsflügels.

27.	e6×f5
28. De4×f5	Sc6—e7
29. Df5—f3	Se7—d5
30. Sd3—e1	Dh4—e7
31. Se1—g2	Le8—c6

Hier nimmt der Läufer eine entscheidende Stellung ein.

32. Df3—f2	Sd5—f6
33. Sg2—h4	

Dies ermöglicht einen überraschenden Schluß. Aber Schwarz hatte ohnehin die weit überlegene Stellung.

33.	Sf6×g4+!
34. h3×g4	Td8—d2!!

Weiß gibt die Partie auf.

Auf 35. Df2×d2 folgt De7×h4+ 36. Kh2—g1 Dh4—g3+! und im nächsten Zuge matt.

Welt und Zeit.

Eine deutsche Volksbäderstatistik. Ueber die Verbreitung des Volksbadewesens im deutschen Reich gibt eine Statistik vom Jahre 1909 interessante Aufschlüsse. Danach gibt es in Deutschland 2847 öffentliche Badeanstalten, so daß auf je 21 000 Einwohner eine Warmbadeanstalt kommt. Dabei sind die Kurbäder und die Badeeinrichtungen industrieller Anlagen nicht einberechnet. Die wenigsten Badewannen, 20,0 auf 100 000, hat Schaumburg-Lippe, die meisten Bremen, 88,4; dann folgen Württemberg mit 58,8, Sachsen mit 58,3 und Baden mit 51,9 Badewannen auf je 100 000 Einwohner. In Anhalt sind die Brausen besonders beliebt; man zählte 71 auf je 100 000 Einwohner, während Lübeck z. B. nur 6,6 zählt.

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:
Laune löst, was Laune knüpft.

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Steine, deren Glanz erborgt.

Kriminal-Novelle von Johanna Zunk-Friedenau.

(10. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Mit den seltensten Steinen geschmückt, mit Diamanten besät, mit echten weißen und grauen Perlen, Edelsteinen aller Nuancen in Feingold ornamentiert, oder der Goldton in den verschiedensten Nuancierungen schillernd — so ist dieser Lieblingsgegenstand in künstlerischen Motiven für die moderne Frau geschaffen. Denn eine „Schöpfung“ ist ein jedes Motiv. In Paris rangiert er sich zu dem klassischen Schmuck ein, und die „Dame von Welt“ entbehrt ihn ungern. Der Ausschnitt der Taille, gerade wie ihn gnädiges Fräulein haben, in seiner viereckigen Form, ist dem Anhänger wohlgesinnt, die Herrschaft der Königin Mode hat ihm den schönsten Platz eingeräumt.“

Mit wachsendem Interesse hatte der Kommissar und seine Frau zugehört.

Der Mensch sprach ja mit einer Begeisterung, die ihnen beiden in einem solchen Falle etwas Neues war.

„Und so,“ Frau Emma ermannte sich zuerst, „meinen Sie wohl, soll ich den Anhänger wählen?“

„Den Renaissance-Anhänger mit Kette! Gewiß!“

„Aber das Muster?“

„Entschieden nach der Antique! Margarete, komm, entwirf einmal etwas. Haben die Herrschaften Papier und Stift da?“

„Gewiß, mein Herr.“

Frau Emmas Hand zitterte doch ein wenig, als sie das Gewünschte hinreichte. Das Blut stieg ihr zu Kopfe; sie getraute sich nicht, ihre Gedanken schweifen zu lassen.

Margarete hatte sich an den Tisch gesetzt. Mit festen Strichen zeichnete sie den Schmuck. Zuerst die feine Kette, von der kleine, birnenförmige Diamanten herabtropften; dann die Vase in antiquisierter Form; die beiden Figuren nach Art der griechischen Vasen und Reliefs. An den Rändern bezeichneten Punkte die Stellen der Brillanten und Edelsteine. Tulpenförmige Blumen umschlangen die Figuren.

Atemlos verfolgte die Detektivin den Stift, der das getreue Abbild des gestohlenen Schmuckes bei Schneider & Comp. auf das Papier gebannt hatte.

Es zuckte ihr in den Fingern, sich auf die Zeichnerin zu stürzen, ihr zuzurufen: „Du hast das falsche Geschmeide gezeichnet, du und dein Vater sind an dem Diebstahl beteiligt.“

Aber schon stand ihr angeblicher Vater neben ihr.

„Eveline, nun hast du dich genug mit dem Schmuck beschäftigt! Ich denke, du läßt uns jetzt allein; denn das Juwel soll doch ein Geschenk für dich sein und somit eine Ueberraschung! Also, du verstehst, ich habe Recht! Nicht?“

Frau Emma nickte.

Sie verstand ihren Mann und dankte ihm im stillen; dann grüßte sie die Anwesenden leicht und verließ das Zimmer. Draußen mußte sie einen Augenblick ruhen. Darauf, daß sich der Fall so schnell entwickele, war sie nicht gefaßt gewesen. —

Indessen unterhandelte der Kommissar mit den beiden über den Preis für die Fassung, die in Altsilber gehalten werden sollte.

„Diamanten und Türkisen habe ich als Erbstücke, Diamanten vom hellsten, reinsten Wasser; aber die Rubinen fehlen noch. Haben Sie, der Sie doch mit Juwelen gut Bescheid wissen, vielleicht eine Quelle, einen Lieferanten, der einen schönen klaren Stein liefert?“ wandte sich der Detektiv an Herrn Tournier.

Dieser dachte einen Augenblick nach, dann erwiderte er: „Hier, in der reichen Hansestadt gibt's Weltgeschäfte; bei der Auswahl bin ich Ihnen gern behilflich.“

Dann empfahlen sich Vater und Tochter.

„Daß der Alte so vorsichtig ist,“ sagte Kommissar Faber zu seiner Frau, „hätte ich nicht geglaubt! Ich meinte, er würde sich den Namen „Schneider“ entschlüpfen lassen! Aber morgen um diese Zeit habe ich ihn und seine Gehilfen!“

„Wenn er uns nur nicht entwischt!“ Frau Emma sagte es zagend.

„Bis jetzt ist eigentlich kein Grund zu solcher Mutmaßung vorhanden. Aber zuzutrauen ist Gaunern alles; ich denke nur, er hat zum Ueberlegen keine Zeit.“

Bei dem Abendessen, welches sie in der Villa einnahmen, versuchte Herr Direktor Nichterlein vergeblich, etwas über den Stand der Dinge aus dem Detektiv und seiner Gattin herauszulocken.

„Lassen Sie uns noch einen Tag! Dann sollen Sie alles wissen; morgen um diese Stunde hat's ein Ende.“

Der Diener, welcher bei dem Souper aufwartete und eben die Schüsseln tauschte, machte allerlei Versuche, die Aufmerksamkeit des Hausherrn zu erregen.

„Na, Christian, was gibt's? Sie haben doch etwas auf dem Herzen!“

Und da erzählte denn der Alte, daß er eben in der Küche gehört, der Herr, der mit der Dame am Nachmittag hier gewesen, sei zurückgekehrt, und habe versucht, den Kutscher auszufragen; er sei sehr erstaunt gewesen, als er gehört, daß der Herr und die Dame,

die ihn empfangen, gar nicht der Herr Direktor und Fräulein Tochter gewesen seien. Er habe dem Kutscher zehn Mark geboten, wenn er herausbekäme, mit wem er unterhandelt hätte. Er solle es ihm morgen vormittag in sein Hotel melden."

Einen Augenblick blieb die kleine Gesellschaft still.

Die Detektivin faßte sich zuerst.

„Das läßt auf Erfahrung schließen! Dann ist er noch schlauer, als wir angenommen. Wir müssen ihm zuvorkommen und die Zeit bis morgen nützen."

„Was wollen Sie nun tun?" erkundigte sich Direktor Nichterlein.

„Ihnen besten Dank für die Aufnahme sagen, und nach Hamburg zurückfahren."

Bald nachher brachte sie ein Auto in die innere Stadt.

10. Kapitel.

Der Juwelendieb.

Die Vorstellung im Edentheater, die bis Mitternacht dauerte, ging in einer halben Stunde zu Ende; und doch saß das Publikum, welches sonst wohl ein Varieté schon vor dem Schlusse verläßt, noch ruhig auf den Plätzen; wollten doch alle noch das Auftreten der berühmten „Miß Celia" mitansehen.

Die Künstlerin, von der das Publikum nicht wußte, ob sie Engländerin oder Französin sei, entzückte allabendlich durch ihre graziösen Tänze, die sie ihren Jongleur-Piecen folgen ließ.

Auch heute wurde ihr stürmischer Beifall zuteil, wie sie, in den rosa Trikots, von wehenden Schleiern umgeben, gleich einer Loie Fuller, ihren Serpentintanz begann.

Ab und zu schweiften ihre Blicke in den Zuschauerraum und blieben dann einen Moment an einem Herrn in der vorderen Orchesterloge haften, der ihren stummen Gruß erwiderte.

Die Zuschauer begleiteten alle die Produktionen mit stürmischem Applaus, und doch schien Mademoiselle Celia heute nervös.

Als der Vorhang gefallen und das gefüllte Haus in enthusiastische Hervorrufe ausbrach, leistete die Diva dem Rufe keine Folge.

Der Herr aus der Loge hatte sich erhoben und war direkt nach dem Bühneneingang geeilt; etwas später gesellte sich eine in einen Mantel gehüllte Dame zu ihm.

„Du, Günter, wir wollen noch ins „Continental-Café" gehen; ich habe dort meinen Vater und die Grete hinbestellt; die beiden haben am Ende etwas Neues."

„Meinetwegen, obgleich ich vom letzten Male noch genug habe und mein Alter mir arg auf die Finger paßt."

„Weißt du, Günter, ich bin heute nervös; ich habe den ganzen Tag keine Ruhe, immer ist mir zumute, als ob mir noch irgend etwas zustößt."

„Unsinn, Claire; das sind deine Nerven! Wenn ich Geld genug habe, gehen wir in ein Seebad und du rubst dich aus! Doch nun wollen wir ein Auto nehmen, damit wir zur Zeit ankommen."

„Nein, ich mag nicht fahren! Laß sie warten! Ich habe das Bedürfnis nach frischer Luft."

Der Herr bot der Tänzerin den Arm, und langsamen Schrittes schlugen sie den Weg zum Café ein. —

Auf der anderen Seite der Straße schlenderten zwei Herren gemächlich nebeneinander. Der größere, im leichten Sommerüberzieher, hatte seinen Arm in den des kleineren, der einen langen Lodenmantel trug, geschoben.

Wie absichtslos wählten sie den gleichen Weg, welchen das Paar drüben nahm, standen dann vor dem Café still und berieten miteinander, ehe sie eintraten.

Der Chef, der am Büfett stand, ging auf den Aelteren zu.

„Was steht zu Diensten, Herr Kommissar."

„Still, ich bin ganz inkognito! Hören Sie! Wir müssen ein Zimmer dicht neben dem haben, welches das zuletzt gekommene Pärchen nimmt. Sie sind wahrscheinlich noch mit einem alten Herrn und einer Dame zusammen. Unter allen Umständen müssen wir sie beobachten, und wenn Sie die Leute, die das Nebenzimmer haben, hinaussetzen sollten."

Der Wirt machte ein recht verlegenes Gesicht; dann sagte er: „Ich werde es schon machen; ich bin dem Herrn ja immer gern zu Diensten gewesen! Drüben in der Ecke sitzt übrigens der Herr Polizeileutnant, der fragte vorhin schon nach Ihnen."

„Schön! Aber nun machen Sie."

Dann steuerte Faber auf den Tisch des Leutnants zu.

„Nun, Herr Faber, wird's werden?"

„Ich hoffe, Herr Leutnant! Der Wirt besorgt uns ein Zimmer."

Geraume Zeit verging; da erschien der Wirt wieder.

„So ganz leicht ging es nicht, Herr Kommissar! Da ist übrigens bei der Gesellschaft jemand, den ich kenne!" —

„St! St! Nur keinen Namen! Ich verstehe Sie schon! Führen Sie uns nur."

„Aber es wird doch keinen Skandal geben! Mein Café, mein Ruf als Wirt."

„Beruhigen Sie sich; ich garantiere Ihnen, daß niemand etwas merkt. Die Leute drin folgen freiwillig."

Ein kleines Kabinett nahm die Herren auf; der Polizeileutnant wurde mit dem jungen Herrn im Lodenmantel bekannt gemacht.

„Gnädige Frau," sagte er zur Detektivin, „sehen als unseresgleichen ebenso schneidig aus, wie als Dame."

Frau Faber wehrte das Kompliment ab. „Der Dienst gestattet alles, Herr Leutnant."

Aus dem Nebenraum klang Lachen und Gläseranstoßen; der Wirt hatte die Ventilationsklappe, die sich zwischen beiden Zimmern befand, geöffnet, so daß die Lauschenden jedes Wort vernahmen.

Dem Wein war lebhaft zugesprochen worden; der alte Tournier sang französische Gassenhauer.

„Hören Sie, alter Papa," rief da die Stimme eines jüngeren Mannes dazwischen, „Ihr Gesang ist besser als Ihre Steine! Denen sieht man mit bloßem Auge das Unechte an, während Sie in der Kehle echtes Gold haben."

„Was!" brauste der Angeredete auf, „meine Steine! Sie Grünschnabel wollen mich alten Goldschmied lehren? Wenn Sie mich nicht gehabt hätten, dann —"

Eine weibliche Stimme versuchte zu beruhigen.

„Günter, reize ihn nicht! Der Wein spricht aus ihm! Er weiß nicht, was er sagt! Er kann uns alle verderben!"

„Ja, das will ich auch." Der alte Tournier war in maßlose Wut geraten.

„Entweder kriege ich heute abend das Geld vom letzten Male, oder —"

„Vater, Vater," weinend rief's ein Mädchen, „du denkst wohl gar nicht daran, daß du zu Günter sprichst, dem Mann, der mich heiraten wird."

„Dich heiraten? Ha, ha! Das hätte er ja lange tun können! Der wird sich hüten! Eine vom Theater ist zum Stehlen gut, zur Frau sucht er sich schon 'ne andere! Ihr habt mir meine Kunst gescholten, das sollt ihr büßen! Ich hole die Polizei."

„Das ist in dem Falle unnütz, die ist schon hier."

Fast unhörbar hatte Faber die Tür geöffnet und stand inmitten der erschreckten Tafelrunde.

(Fortsetzung folgt.)

Das Sprachtalent unsrer englischen Vettern.

In dem Speisesaal eines Hotels in Nizza hängt über dem Kamin ein riesiges, sofort in die Augen fallendes Plakat, auf dem folgende Worte in weithin erkennbaren Lettern zu lesen sind: „Unsere englischen Gäste werden höflichst ersucht, sich den Kellnern und Hotelbediensteten gegenüber der englischen Sprache zu bedienen, da ihr Französisch von der Mehrheit der Leute nur sehr schwer verstanden wird."

Rundreisebilletts.

Von A. Seyffert-Klinger.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Erneute Klagen, Tränen und lautes Jammern, und während Lenchen sich eng an die Mutter schmiegte, brachte sie endlich in abgebrochenen Sätzen folgendes hervor:

„Glaube doch nicht, daß ich dir Vorwürfe machen will, liebe, gute Mama, nein, nein, ich allein trage an allem die Schuld. Aber ich hoffte, ein glücklicher Zufall würde mir zu Hilfe kommen, und darum bestürmte ich dich sogleich mit Fragen nach den Billetts.... Als du fort warst, wollte ich weiterarbeiten, doch ich fand keine Ruhe dazu. Deine Worte gingen mir durch den Sinn, ich konnte mich nicht dagegen wehren, sie peinigten mich qualvoll, und langsam kam es mir zum Bewußtsein, daß ich im Unrecht bin, daß ich nicht so aufgebracht gegen Richard hätte sein dürfen und daß es meine Pflicht ist, auch Richards Fehler lieb zu haben. Ach, und dann, liebe Mama, erleuchtete ein heller Blitz meine Seele und ich erkannte, daß es in mir recht trübselig und unliebenswert ausschaut. Ich bin kleinlich und egoistisch gewesen, dachte immer nur an mich, ohne mich liebevoll in Richards Wesen zu versenken. Die Selbstanklagen setzten mir furchtbar zu, ich leide auch jetzt noch unsagbar, und bitter leid tut es mir, daß ich dich fortgelassen, so abgearbeitet und müde wie du warst. O, liebes, gutes Mamachen, verzeihe mir, und wenn nun schon mein Glück dahin ist, dahin durch meine Schuld, so tröste mich, ich — kann es mir ja nie verzeihen, daß ich so herzlos gewesen bin."

„Na, nun gib dich nur zufrieden, mein Lenchen," sagte die Mutter flüsternd, der nun auch die Tränen über die blassen Wangen liefen, „wenn Richard dich wirklich lieb hat, so kommt er auch wieder. —"

„Als ich so weinte und jammerte," unterbrach Helene, „schien eine innere Stimme mir plötzlich zuzuraunen: Wenn die Billetts wieder ins Haus zurückkommen, ist unser Glück gerettet. Ich war überzeugt, du würdest sie wieder mitbringen. Magst du auch schelten, daß ich überspannt und abergläubig bin, aber ich wage nun auf nichts mehr zu hoffen, Richard wird nicht wiederkommen.... O, liebe Mama, wie bitter bereue ich schon jetzt, wie soll ich ohne Richard weiterleben? Ich werde mich totgrämen."

Die Mutter war so erschüttert, daß sie kein Wort über die Lippen brachte. Aber aus tiefstem Herzensgrunde betete sie für das Glück ihres Lieblings, und die Bitten einer Mutter vermögen viel.

Es klingelte, und so hell und freundlich die Glocke auch erklang, die beiden Frauen fuhren erschrocken auf.

War es Richard, welcher kam, um sich auszusöhnen, trotzdem Helene ihn an jenem Abend so schlecht behandelt, ihm kein gutes Wort beim Abschied vergönnt hatte?

Frau Wöhler erhob sich, um zu sehen, wer Einlaß begehrte.

Und dann hörte Helene auch schon Richards sonore Stimme.

Sie wollte fliehen, aber nein, sie schämte sich ihrer Tränen nicht, kamen sie doch aus demütigem, um Verzeihung flehendem Herzen. Vielleicht fand Richard sich zu einer Aussprache bereit, dann wollte sie ihm alles sagen, was sie empfand, alles! Dann sollte er erkennen, daß sie doch nicht so starr und selbstsüchtig war, wie es bisher den Anschein gehabt.

Richard sprach ein paar Worte mit der Mutter draußen, dann kamen sie beide herein. Die Mutter stellte die brennende Lampe auf den Tisch, dann ging sie wieder hinaus.

Richard näherte sich nur langsam dem Sofa. Als er jedoch das verweinte, von einer dunklen Röte durchglühte Gesicht seiner Braut sah, war er mit einem Schritt an ihrer Seite.

Er hob ihren dunklen Kopf mit dem wirren, zerzausten Haar zu sich empor und sah ihr tief und ernst in die Augen.

„Weinst du um mich?" fragte er. „Hattest du Sehnsucht nach mir?"

„Ach, Richard, willst du mich hören? Kannst du mir verzeihen?"

Er stand noch immer vor ihr. „Ich kann dir alles verzeihen, mein Mädchen," sagte er weich, „denn ich habe dich wahrhaft lieb, aber glücklich können wir trotzdem nicht werden, denn ich bin ein ungeschickter Geselle, ertrage es aber nicht, gemaßregelt zu werden, weil mein Wollen das beste ist. Wenn ich dich vernachlässige oder rücksichtslos erscheine, so geschieht es sicher nicht aus Lieblosigkeit. Sieh', ich hatte eine liebearme Kindheit, eine harte Jugend, ich habe mich durchgerungen, es ist alles knorrig und festgefügt in mir. Ich werde ja auch an mir arbeiten, mich ändern, aber ein galanter Ehemann wird nie aus mir werden, wenigstens bin ich sicher, mich oft genug in den Mitteln, dir zu Gefallen zu leben, zu vergreifen."

„Ach, beurteile mich nicht nach dem, was bisher zwischen uns war," bat das Mädchen schüchtern, „das Glück hatte mich anspruchsvoll und hochmütig gemacht. Aber ich sehe mein Unrecht ein und verspreche, daß ich dir künftig nicht jeden kleinsten Fehler anrechnen will."

Und nun offenbarte sie ihm alles, was in ihr vorgegangen. Sie schonte sich nicht, fand vielmehr den Mut, alle Schuld an den bisherigen Mißverständnissen auf sich zu nehmen.

Während sie sprach, hellten Richards ernste Züge sich mehr und mehr auf, und zuletzt schloß er die Braut fest und innig in die Arme.

„Mein Lenchen, mein einziges Mädchen, wie will ich es dir tausendfach danken, wenn du mit liebevollem Verstehen mich nimmst, wie ich bin, als einen Menschen, der das Allerbeste will, dessen Können aber nicht immer mit dem Wollen gleichen Schritt hält."

„Vertraue mir," sagte sie schlicht, „ich enttäusche dich nicht wieder."

Lange saßen sie in stummer Umarmung, beide selig, daß sie sich wiedergefunden.

Endlich sprang Richard auf und schlug sich betroffen vor die Stirn.

„Da habe ich nun ganz vergessen, warum ich überhaupt gekommen bin. Kollege Berger gab mir 2 Freikarten für die königliche Oper, er hat sie auch erst von Bekannten, wo die junge Frau unpäßlich geworden, welche die Oper besuchen wollte. Berger wäre nun gern mit seiner Braut gegangen, aber er hat heute Tanzstunde, und die darf er auf ausdrücklichen Wunsch seiner Braut nicht versäumen, denn er ist noch immer ein schlechter Tänzer und tritt ihr öfters und ungeschickter als erlaubt, auf die Lackschuhe."

„Die Karten!" rief Lenchen, von banger Qual erlöst, „die Karten! O, sei dreimal gesegnet, merkwürdiger Zufall!"

Richard überreichte ihr die Billetts. „Ich wollte nicht wieder zu dir kommen, Lenchen, es dir überlassen,